
Psychoanalytische Bewegung

Erscheint zweimonatlich + Herausgegeben von A. J. Storfer

Psychoanalyse der Politik

- F. Schottlaender . Aggressionstrieb und Abrüstung
René Laforgue . Schuldgefühl und Nationalcharakter
Erich Fromm . . Politik und Psychoanalyse
Fritz Wittels . . Der politische Radikalismus
Hugo Staub . . Zum Kampf um die Todesstrafe
I. F. Grant Duff . Die Beziehung Elisabeth-Essex

Der Ödipuskomplex bei Werfel und bei Wassermann
(Politischer Gegensatz oder erotische Rivalität?)

Preis des Heftes Mark 2,-

„Psychoanalytische Bewegung“

Erscheint zweimonatlich

Herausgegeben von A. J. Storfer

Alle redaktionellen Sendungen

(Manuskripte, Rezensionsexemplare usw.)

und alle geschäftlichen Sendungen

(Abonnements, Zahlungen usw.)

bitte zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Telegrammadresse: Psychoverlag Wien — Telefon: U 21-4-29

Zahlungen

können erfolgen durch Postanweisung, Bankscheck oder durch
Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti

des „Internationalen Psychoanalytischen Verlags“:

Leipzig 95.112	Paris C 1100.95	Zagreb 40.900
Wien 71.633	s'Gravenhage 142.248	Warszawa 191.256
Prag 79.385	Stockholm 44.49	Riga 36.93
Zürich VIII, 11.479	Budapest 51.204	Kjöbenhavn 24.932

Preis des Einzelheftes Mark 2.—

Abonnement 1931 (6 Hefte) Mark 10.—

Einbanddecken in Halbleder

zu den abgeschlossenen Jahrgängen (I. Jahrgang 1929 und II. Jahrgang 1930) können zum
Preise von je M. 3'20 bezogen werden durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag

Psychoanalytische Bewegung

III. Jahrgang

Sept./Okt. 1931

Heft 5

Zur Psychoanalyse der Politik

„Es gibt wenig Menschen, die sich den starken und unerschrockenen Gebrauch ihres Verstandes gestatten und ihn mit ganzer Kraft auf alle Gegenstände anzuwenden wagen. Die Zeit ist gekommen, wo er angewendet werden muß: auf die Gegenstände der Moral, der Politik und der Gesellschaft; auf Könige, Minister, Große und Philosophen; auf die Prinzipien der Wissenschaften, der Künste und vieles andere.“ (Nicolas Chamfort.)

*

„Woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurteile und diese Verfinsterung der Köpfe... Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preisgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsere praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freien Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von betrüglicher Sophistik gereinigt... woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?“ (Friedrich Schiller.)

*

„Die Zeit für kleine Politik ist vorbei.“ (Friedrich Nietzsche.)

*

„Es braucht nicht gesagt zu werden, daß eine Kultur, welche eine so große Anzahl von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, weder Aussicht hat, sich dauernd zu erhalten, noch es verdient.“ (Sigmund Freud.)



Aggressionstrieb und Abrüstung

Von

Felix Schottlaender

Die Schicksalsfrage der Menschenart scheint mir zu sein, ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Zerstörung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden. (Freud; „Das Unbehagen in der Kultur“)

Die allgemeine Verfemung, die sich die Psychoanalyse wegen ihrer für die Selbstzufriedenheit der Kulturmenschen teilweise recht kränkenden Forschungsergebnisse gefallen lassen mußte, ist offenbar daran schuld, daß sich die Politiker bisher so auffallend wenig um die Auswertung psychoanalytischen Gedankengutes bekümmert haben. Man hätte meinen dürfen, daß Arbeiten wie Freuds „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921), „Die Zukunft einer Illusion“ (1927) und neuerdings (1930) „Das Unbehagen in der Kultur“ — reich an geistvollen, neuartigen und wegweisenden Einsichten in die Grundlagen menschlichen Zusammenlebens — einen gewaltigen Widerhall in jener Welt finden würden, wo über Wohl und Wehe der „Masse“ entschieden wird. Nichts von alledem ist zu bemerken. Man sucht die Einsichten der Psychoanalyse in jenen Kreisen nicht nur nicht, man verschließt sich vor ihnen, man schweigt sie tot, so gut es eben gehen will.

Nun ist es nicht allzusehr zu verwundern, daß die Gruppen der enragierten Patrioten in den verschiedenen Ländern mit der Psychoanalyse nichts zu tun haben wollen. Die massenpsychologischen Einsichten des Schöpfers der Psychoanalyse sind so wenig dazu angetan, „nationalem Narzißmus“ zu schmeicheln, daß sie dem Ohr eines jeden mißfällig klingen müssen, der seine höchsten Ideale einzig in der Betonung der Vorzüge seines eigenen Volkes, seines Staates, seiner Nation zu sehen gewohnt ist. Für das deutsche Volk in seinen nationalistischen Gruppen kommt gewiß noch als weiteres Moment die Tatsache hinzu, daß Freud Jude ist und daher — nach gewissen dogmaähnlichen Vorurteilen in dieser Welt — schon aus diesem Grunde „zersetzend“ und „auflösend“ wirken muß.

Merkwürdiger berührt es, daß die linksstehende, die liberale und sozialistische Welt bisher ebenfalls nicht viel praktischen Nutzen aus Freuds Einsichten zu ziehen wußte. Gewiß, sein Kampf für Wahrheitigkeit in den sexuellen Beziehungen der Menschen, der sich aus

den psychoanalytischen Erkenntnissen über die Natur der Neurosen ergab, hat in diesen Kreisen einen gewissen Widerhall gefunden. Man freute sich des Mitstreiters gegen überwundene Vorurteile, man erwartet noch heute von der Psychoanalyse radikale Bekämpfung der übermäßig strengen Verbote, die eine fortgeschrittene Kulturentwicklung dem Sexua leben auferlegt hat.

Auch die von Freud ausgesprochene Anerkennung sichtbarer Schäden in der modernen Kultur, soweit sie den für den Sozialisten entscheidenden Punkt betrifft, die ungleiche Verteilung des Eigentums, fand beifällige Aufnahme unter Jenen, die dieses Problem als die Quelle aller Übel und den Angelpunkt künftiger gründlicher Reformen betrachten. Ein Satz aus der „Zukunft einer Illusion“, wie etwa der, „daß eine Kultur, welche eine so große Zahl von Teilnehmern unbefriedigt läßt und zur Auflehnung treibt, weder Aussicht hat, sich dauernd zu erhalten, noch es verdient“ — ein solcher Satz muß dem Vertreter revolutionärer und klassenkämpferischer Ideale sehr willkommen sein. Wären nur nicht jene Einschränkungen, geboren aus der Skepsis gegenüber jedem einseitigen Rezept für Menschenbeglückung politischer Art, anderwärts von Freud vorgenommen, die darauf hinweisen, wie wenig sich der große Kenner der menschlichen Seele zu jener optimistischen Ansicht von der menschlichen Natur und Zukunft zu bekennen vermochte, von der der Sozialismus ausgeht. Eine Stelle aus dem „Unbehagen in der Kultur“, die sich mit dem „begrifflichen Versuch, eine neue kommunistische Kultur in Rußland aufzurichten“ befaßt, klingt in ironischen Zweifel aus: „man fragt sich nur besorgt, was die Sowjets anfangen werden, nachdem sie ihre Bourgeois ausgerottet haben.“ Solcherlei Zweifel sind geeignet, die feurige Zustimmung sozialistischer Anhänger der Psychoanalyse beträchtlich zu dämpfen.

Die Psychoanalyse ist selbstverständlich „unpolitisch“. Sie ging aus vom Studium des seelisch erkrankten Einzelmenschen, gewann vom Individuum her ihre Blickrichtung und Erkenntnisse, sie ist also eine naturwissenschaftliche Disziplin, die schon durch ihr Forschungsobjekt in die großen sozialen Fragen nur als unparteiliche, der Wahrheit dienende Instanz einzutreten vermag. An diesem Dienst an der Wahrheit hielt ihr Schöpfer zeitlebens fest, ohne Rücksicht darauf, daß er sich damit so manchen rasch begeisterten Freund verscherzen mußte.

Aber sollte nicht gerade diese unparteiische und leidenschaftslose Natur der psychoanalytischen Erkenntnisse eine hervorragende An-

knüpfungsmöglichkeit für diejenigen bieten können, die sich unabhängig von parteilicher Schablone ihrerseits um eine Befriedung und Veredlung der menschlichen Beziehungen mühen? Die strenge Kritik, die Freud an den Schäden unserer Kultur übt, die Überzeugung von der Ungelöstheit der aus dem menschlichen Zusammenleben erwachsenden Schwierigkeiten, haben ihn nie abgehalten, seine Wertschätzung der großen Kulturbringer der Menschheit immer wieder zu betonen. Darum, so meinen wir, sind jene Männer und Frauen, die den Schicksalen und der Zukunft unserer abendländischen Kulturgesittung ihre Dienste gewidmet haben, die Freunde des Friedens und der Verständigung der Völker in erster Linie berufen, eine so wertvolle Bundesgenossin wie die Psychoanalyse zu fragen, was sie ihren Bestrebungen zu bieten hat. Ihnen seien daher auch die folgenden Ausführungen gewidmet.

Der Aggressionstrieb

Eine der jüngsten und folgenschwersten Entdeckungen Freuds war der Gedanke, daß es neben einem aufbauenden auf Zusammenfassung und Verknüpfung gerichteten Urtrieb, dem Eros, einen Gegenspieler geben müsse, der, am gleichen biologischen Material wirksam, Zerstörung und Auflösung zu bewirken sucht. Diese Einsicht wurde, wie alle anderen Erkenntnisse der Psychoanalyse, in geduldigem Studium des erkrankten Seelenlebens gewonnen. Es ist hier nicht der Ort, die Quellen nachzuweisen, aus denen sich Freud im Laufe der Jahre die Überzeugung von der autochthonen Existenz eines Todestriebes gebildet hat. Wir folgen ihm gleich mitten hinein in jene Überlegungen, die die Wirksamkeit des Todestriebes in den sozialen Beziehungen der Menschen untersuchen. Im „Unbehagen in der Kultur“ bemüht er sich, die Aufmerksamkeit der Menschen auf das Walten dieses Todestriebes zu lenken, den Widerstand zu überwinden, der die Augen vor der Wirksamkeit des Aggressionstriebes schließen läßt. „Die Kindlein, sie hören es nicht gerne, wenn die angeborene Neigung des Menschen zum ‚Bösen‘, zur Aggression, Destruktion und damit auch zur Grausamkeit, erwähnt wird.“ Das „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“, der Kernsatz der christlichen Ethik, wäre niemals aufgestellt worden, hätte nicht, der ihn aussprach, um dieses Urböse in der menschlichen Natur gewußt. Denn es ist ein starkes, allenthalben nachweisbares Bestreben im Menschen, das Gegenteil zu tun: seinen Nächsten nicht nur dann zu hassen, wenn ihn dieser geschädigt hat,

sondern überhaupt den Fremden, den Nichthelfer als den Feind zu empfinden und entsprechend zu behandeln. Auf die Wirksamkeit dieses menschenfeindlichen Triebes, der dem „Nächsten“ soviel Abbruch wie möglich tun möchte, führt Freud einen Großteil der Schutzeinrichtungen unserer Kultur zurück. Erfindungen und Entdeckungen haben der Natur entscheidende Siege abgewonnen. Aber wenn auch kein Kräutlein gegen den Tod gewachsen ist, so wäre doch die heutige Kultur mit ihren triebeinschränkenden Geboten und Verboten unvergleichlich leichter zu ertragen, bestände nicht eben jene Gefahr für die glückliche Entfaltung des Einzelnen in der sprunghaften Aggression, die sich weigert, neben dem eigenen Egoismus das Wohl des Anderen als Ziel menschlicher Leistung anzuerkennen.

Freuds Schrift hat nicht die Aufgaben verfolgt, das Wirken des Aggressionstriebes im Einzelnen nachzuweisen; sie gibt Anregungen, sie stellt allgemeinere Erwägungen an, aber sie verzichtet darauf, eine Analyse der sozialen Beziehungen der Menschen unter dem besonderen Gesichtswinkel des Aggressionstriebes zu unternehmen.

Dagegen zeigt sie uns in ihrem zweiten Teil, welche biologischen Schutzmaßnahmen dafür sorgen, daß der Einzelmensch seinen Aggressionstrieb nicht ungehemmt auslebe. Das Problem des Gewissens und seiner Entstehung taucht auf, das seit etwa einem Jahrzehnt zu einem der entscheidenden Probleme der psychoanalytischen Forschung geworden ist. Der erste Versuch einer biologischen Erklärung des Gewissens konnte nicht mit einem Schlage gelingen. Schon in seiner Schrift „Zur Einführung des Narzißismus“ (1913) hat Freud die ersten tastenden Versuche unternommen, denjenigen Faktor in der menschlichen Seele näher verstehen zu lehren, der durch seine verdrängende Macht die Ursache neurotischen Leidens ist. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Kleinkind rein triebhaft nach dem Lustprinzip lebt, und wenn wir damit den normalen Erwachsenen vergleichen, der in Gestalt des Gewissens eine Instanz in seinem Seelenleben birgt, die ihm ein gut Teil seiner Triebäußerungen verbietet, so liegt die Frage nahe, welche Schicksale eine solche verbietende Instanz in der menschlichen Seele zur Entwicklung bringen. Freud fand in der *Versagung*, die das Kleinkind schon im zartesten Alter von Seiten der Eltern oder ihrer Stellvertreter in seinem Triebleben erfährt, den entscheidenden Faktor, den Anstoß für die Entstehung des menschlichen Gewissens. Das Kind lernt aus Angst vor Liebesverlust seine Triebe beherrschen, seine Lustäußerungen einschränken. Der Niederschlag dieser

Versagung ist das „Über-Ich“, jene Instanz, die das Gewissen als „Wächter“, „wie die Besatzung in einer eroberten Stadt“, im Innern der menschlichen Seele zurückläßt. Wo früher der Vater verbot und strafte, da verbietet dem gereiften Menschen nunmehr das Über-Ich, das bei Vielen bis an ihr Lebensende die Starrheit der einstigen unbeschränkten elterlichen Autorität beibehält.

Wenn wir uns nun fragen, in welcher Form wir in unserer heutigen Kultur die Auswirkung des Aggressionstriebes unserer Mitmenschen gewissermaßen „am eigenen Leibe“ erfahren, so finden wir in der Tat zunächst die „Nadelstiche“, die uns der Einzelne aus unserer Umgebung zufügt. Sei es nun, daß ein weniger streng entfaltetes Gewissen diesem Nächsten die Auslebung eines höheren Maßes von Aggression gegen seine Umgebung gestattet, sei es, daß der „Bodensatz von Haß“, der hinter aller Liebe steckt, Beziehungen des persönlichen Lebens, Ehe, Freundschaft, Eltern- und Geschwisterbindung untergräbt, es gibt genügend Möglichkeiten für jeden Kulturmenschen, Aggression in dieser Form zu erfahren. Wenn wir aber die menschlichen Kulturbeziehungen näher untersuchen, so wird uns klar, daß dieser „frei schwebende“ Aggressionstrieb in seiner Wirkung von Mensch zu Mensch nur eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt. Die Existenz des Gewissens — und des Strafgesetzbuches, also der äußeren Versagung, — gewährleistet eine gewisse Sicherheit gegen die Aggression, die uns vom Einzelnen her droht.

Anders steht es mit jenen mehr unpersönlichen Aggressionsäußerungen, denen wir meist hilflos unterliegen. Was bedeutet es etwa, wenn ein eben noch glücklicher Gatte durch die Einberufung zum Kriegsdienst seiner Familie entrissen und gezwungen wird, sich im Dienste der nationalen Wehrmacht als Krieger zu betätigen? Was bedeutet es, wenn durch eine unglückliche wirtschaftliche Situation ein Arbeitgeber seinem Angestellten (dem er vielleicht viel zu verdanken hat) die Stellung kündigt und ihn dadurch dem Elend und der Brotlosigkeit ausliefert? Was, wenn der Inhaber einer Firma der Konkurrenz glücklicherer Bewerber um wirtschaftliche Macht unterliegt und sich von einem Tag auf den anderen dem Ruin seiner beruflichen Hoffnungen ausgesetzt sieht? Was, um ein Beispiel aus der im engeren Sinne kulturellen Sphäre zu wählen, das der Analyse besonders nahe vertraut ist, daß ein Freud, der seine in ehrlicher und angespannter Forschung erworbenen Erfahrungen über die sexuelle Verursachung der Hysterie mitteilen wollte, dem schallenden Hohngeläch-

ter einer Schar von ärztlichen Kollegen ausgesetzt ist, wenn er diese seine Erfahrungen in ihrem Gremium vorträgt?

Wir werden uns eingestehen müssen, daß sich daraus Verwicklungen und Komplikationen des Sachverhaltes ergeben, die eines näheren Studiums bedürfen, ehe wir in der Lage sind, auf derartige Fragen eine klare Antwort zu geben. Der Begriff der Masse, im allerweitesten Sinne dieses Wortes, der menschlichen Organisation, tritt in den Vordergrund der Betrachtung.

Die Masse

Als Freud 1921 seine gedankenreiche und vielseitige Arbeit über „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ herausgab, hatte er die Klärung der Triebgegensätze Eros—Aggressionstrieb noch nicht so scharf vollzogen wie im „Unbehagen in der Kultur“. Im Mittelpunkt jener Arbeit steht vielmehr die Frage nach den libidinösen Vorgängen, die zur Massenbildung führen. Es lag ihm daran, ein Bild davon zu gewinnen, wie sich aus einem Haufen autonomer Einzelner eine Masse bilden kann, die nach eigenen Gesetzen handelt, in welcher das uns bekannte Verhalten des Einzelnen von einem neuen Prinzip abgelöst wird. Unter Zugrundelegung der Schilderungen der Masse durch Le Bon gelangte Freud zu der Einsicht, daß der entscheidende Faktor für die Bildung der Masse durch den Führer gegeben sei. Indem sich durch den Vorgang der Identifizierung die Einzelnen, die zur Masse zusammentreten, untereinander wie Brüder gleichsetzen, statt ihres bisher wirksamen Ich-Ideals (Über-Ichs) den Führer einsetzen, entsteht eine menschliche Organisation, die in vielen Zügen jener Urhorde ähnelt, die Freud, darin mit Darwin einig, an den Anfang der menschlichen Geschichte stellt. Eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die bisherigen Moralvorschriften begleitet diesen grandiosen Identifizierungsvorgang, in welchem der Einzelne die Entscheidung über Gut und Böse an den Führer abtritt. Die damit für den Einzelnen verbundene plötzliche Erleichterung von den Geboten seines bisherigen „inneren Herrn“ vermag manche seltsame Züge des Massencharakters zu erklären. Ebenso gut, wie man über die Morallösigkeit des Massenmenschen reden kann, kann man auch seinen Heroismus hervorheben, ist doch die Masse verbrecherischer und heldenhafter Taten in gleichem Maße fähig.

Die Frage, die uns an dieser Stelle besonders brennend interessiert, ist nun die nach dem Verbleib und der Unterbringung des Aggres-

sionstriebes in der Masse. Wir sehen in Freuds Arbeit, daß das Ich-Ideal des Einzelnen durch den Führer ersetzt wird. Wir sehen die Glieder der Masse gleich Brüdern unter dem Führer geeint und während ihres Verbleibes in der Masse gegenseitig vor Aggression geschützt. Und doch erscheint die Masse als ein bedrohliches und gefährliches Phänomen für die Außenwelt. Auf dem Außen liegt der Nachdruck! Während innerhalb der Masse eine feste Bindung sowohl der Mitglieder untereinander, wie der Glieder an den Führer besteht, ist offenbar die Außenwelt durch die Masse mehr bedroht als geliebt. Nicht nur von der revolutionären flüchtigen Masse! Auch die dauerhaften Massenbildungen, wie sie Freud als Beispiele in seine Betrachtungen einführt, sind in gewissem Sinne unheimlich, wenn wir ihre Wirkungen nach außen ins Auge fassen. Die Armee, deren Ziel der Krieg, die Niederrichtung des Feindes ist, scheint nur gebildet, um den Aggressionstrieb an sich auszuleben. Auch die Kirche — Freud denkt bei seiner Betrachtung hauptsächlich an die katholische Kirche — ist nach außen „aggressiv“. Wir wissen ja, daß das Heil und die Beglückung, die die Kirche ihren Gläubigen zu bieten hat, nur denjenigen gilt, die in ihrem Schoße vereinigt sind. Dagegen sind alle jene von diesen Heilsgütern abgeschnitten, die sich trotz etwaiger Werbung weigern, sich in die Schar der Gläubigen einreihen zu lassen. Ja sogar jene, die nichts von dem Evangelium der Kirche wissen können, die als „Heiden“ unerreichbar abseits leben, dürfen nicht darauf rechnen, des Heils der Kirche teilhaft zu werden. So glück- und friedevoll sich innerhalb der Kirchengemeinschaft das Leben der Gläubigen abspielen mag, so wenig ist nach außen dieser Frieden gewährleistet.

Gehen wir weiter, sehen wir zu, wie es um das „Außen“ anderer Massenbildungen gestellt ist. Nehmen wir als Beispiel eine beliebige Industriefirma, die sich den Erwerb zum Ziel gesetzt hat, die Aufgabe verfolgt, ihren Besitzern durch Ausnutzung materieller Güter und menschlicher Arbeitskraft Zuwachs an Einkommen und Vermögen zu verschaffen. Mögen die organisatorischen Beziehungen innerhalb dieser „Masse“ immerhin gänzlich anders geartet sein als in einer Armee oder in einer Glaubensgemeinschaft, in einem Punkt sind sich die Verhältnisse erstaunlich ähnlich: auch hier herrscht innerhalb der „Masse“ Firma eine Art von Burgfrieden, die Vereinigung Vieler unter einem Führer zu einem gemeinsamen Ziel. Dieses Ziel, Mehrung der Produktion, des Absatzes, erscheint zunächst durchaus nicht aggressiv. Aber wenn wir zusehen, was diese Firma unternimmt, um ihren Einfluß

und ihr Einkommen zu erhöhen, so werden wir gewahr, daß der Kampf gegen die Konkurrenz einen recht wesentlichen Teil dieser Außenarbeit der Firma ausmacht. Überall, wo sich wirtschaftliche Initiative regt, treffen ihre Energien irgendwo und irgendwann einmal auf den gleichgearteten Willen eines ähnlichen Unternehmens, mit welchem ein Kampf in dem Augenblicke unvermeidlich wird, wo die Produktionsmittel knapp, wo die Absatzgebiete für beide zu eng werden.

Den Kampf zwischen Eros und Aggressionstrieb, den Freud als den eigentlichen Inhalt des historischen Schicksals der Menschheit betrachtet, kann man im Geschäftsleben mit besonderer Klarheit verfolgen. Das Übereinkommen zweier Firmen gleicher Branche zur Bekämpfung etwa einer dritten, mächtigeren, ist bereits Ausdruck des Gegeneinanderwirkens der beiden Triebe: Bündnis auf der einen, Kampf auf der anderen Seite.

Wir sind bereit, die Wendung des Aggressionstriebes nach außen für die Wirtschaftsorganisation zuzugeben, wo jedoch sollte in einer rein kulturellen Vereinigung, etwa in einem wissenschaftlichen Verein — in einem Tierschutzverein, um ein rein philanthropisches Beispiel zu wählen, — der Aggressionstrieb zu finden sein? Aber unsere auf das Gute und Friedvolle zielenden Erwartungen werden auch hier enttäuscht. Die rein kulturell gerichtete „Masse“ unterliegt ganz ähnlichen Gesetzen, wie die „Masse“ in der Wirtschaft. Denken wir an jenes Mitglied des Tierschutzvereines X, das die Grausamkeit eines Rosselenkers auf steiler Straße so in Entrüstung versetzte, daß der milde Mann dem Wagenführer die Peitsche entriß, um ihn damit durchzuprügeln. Gewiß, das Beispiel mag grotesk und vereinzelt sein, aber wir werden in den Satzungen jenes Tierschutzvereins sicherlich in einem ihrer ersten Paragraphen unter der Leitschrift: „Ziele des Vereins“ einen Satz finden, der sich auf die Verpflichtung bezieht, mit allen Mitteln für ein tieferes Verständnis der Tierseele zu kämpfen und überall dafür zu sorgen, daß Grausamkeiten gegen Tiere vermieden werden. Auch hier eine Masse, die, diesmal im Interesse einer „Idee“, vereint ist, zum Kampf gegen Unverständigkeit, Gleichgültigkeit, Bosheit und Grausamkeit.

So erscheint jede Massenbildung, mag sie welchem menschlichen Lebensgebiete immer entstammen, als eine Art von Transformation der beiden die Menschheit beherrschenden Urtriebe. Der libidinöse Anteil, der Eros, wie wir mit Freud sagen wollen, wird innerhalb der Masse zur gegenseitigen Bindung der Glieder und

zur Bindung an den Führer verbraucht, der Aggressionstrieb jedoch nach außen geworfen und damit für die Organisation selbst weitgehend neutralisiert.

Wir werden uns in dem nächsten Abschnitt unserer Überlegungen fragen müssen, welche speziellen Schicksale mit dieser Nach-Außen-Werfung des Aggressionstriebes in der menschlichen Organisation verbunden sind.

Der Erbe des Urvaters

Die Ethik, die an das Gewissen des Einzelnen appelliert, stellt das „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“ als höchstes Gebot auf. Die Massenethik, wenn es so etwas gibt, erhebt ganz andere Forderungen. Vielleicht kommen wir dem Sachverhalt am nächsten, wenn wir das schlichte „Seid einig, einig, einig!“ aus Schillers „Tell“ als ihr Urgebot annehmen.

Jede Masse muß auf ihren eigenen Zusammenhalt das größte Gewicht legen. Disziplin und Zucht müssen dafür sorgen, daß die Glieder der Masse im Zustande jener Identifizierung verbleiben, die ein Auseinanderfallen in einen gestaltlosen Haufen von Einzelnen verhindert, aber auch in unauflösender Bindung an den Führer, der nur dann mit der Schlagkraft seiner Geführten rechnen kann, wenn diese Bindung absolut zuverlässig ist. Der Führer selbst aber hat sich von seinem Ahn, dem Urvater, der einst die Horde seiner Söhne anführte, ein Stück jener Freiheit bewahrt, die ihm willkürliche Entschlüsse nach außen hin ermöglicht. Nehmen wir zunächst rein theoretisch den Fall an, daß eine Masse unter ihrem Führer, sozusagen freischwebend im Raume, also ohne Rücksicht auf sozialen Widerstand sich bewegen kann, so ist der Führer dieser Masse in der Tat „frei“ in jenem besonderen Sinne, den das Wort „Souveränität“ in sich beschließt.

Diese Freiheit enthält jedoch bei näherer Betrachtung ganz bestimmte Merkmale, die uns Aufschluß darüber geben, wie es um die Transformation des Aggressionstriebes in der Masse bestellt ist. Souveränität bedeutet offenbar die freie Verfügung über die Gesamtheit der Aggressionsmöglichkeiten, auf die die Massenglieder Verzicht geleistet, die sie auf den Führer als ihr Haupt übertragen haben. Ja, mehr als das; es scheint fast so, als ob die Glieder der Masse einen Druck auf den Führer ausüben, den abgetretenen, ihm übertragenen Aggressionstrieb nunmehr nach außen hin auch wirksam zu betätigen.

Ein kleinerer Anteil des im Führer sich konzentrierenden Aggressionstriebes bleibt notwendig zur Aufrechterhaltung jener Zucht, die, wie wir sahen, die Masse gegen den Auseinanderfall schützen muß. Aber ein größerer Teil des Aggressionstriebes der Masse ist offenbar für die Verfügung nach außen bestimmt, er soll dazu dienen, das Ziel durchzusetzen, das die Masse erstrebt und durch ihren Führer verwirklicht sehen will.

Erinnern wir uns an dieser Stelle nochmals der Anschauung, die Freud von der Entstehung des Gewissens auf Grund seiner Studien am Einzelindividuum sich gebildet hat. Er fand, daß das Gewissen des Einzelnen ein Niederschlag jener Urversagung ist, die die Triebwelt des Kindes durch seine Erzieher notwendig erfahren muß, daß die Versagung am Eingang der Gewissensentwicklung steht.

Vielleicht gibt es zu dieser biologischen Bindung von Aggressionstrieb im Einzelnen eine soziologische Parallele? Sie würde darauf beruhen, daß die zur Masse zusammengeschlossenen Einzelnen die Last des Gewissens im Vorgang der Identifizierung abschütteln, nicht aber gänzlich auf ihren Aggressionstrieb verzichten, ihn vielmehr nur in einer neuen Form an einen Bevorzugten zu dessen Verfügung abtreten. Es entstehen so gewissermaßen „Depots“ von Aggression, und zwar gerade an jenen Stellen, wo jener Bevorzugte die Rolle des Urvaters als Anführer einer Masse übernimmt. Das würde gut mit der Rolle des Gewissens übereinstimmen. In beiden Fällen ist es eine „Vater-Imago“ die mit der Auswirkung der Aggression ausgestattet wird. Nur daß im einen Falle diese „Vater-Imago“ in die seelische Welt des Individuums übernommen, „introjiziert“ wird, während im anderen Falle, im Falle der Masse, die „Vater-Imago“ als Führer in der Realität auftritt.

Welche Faktoren sind nun dafür verantwortlich, daß das „Aggressionsdepot“ in der Hand des Führers wächst oder sich mindert? Zunächst dürfen wir wohl vermuten, daß die Zahl der Glieder einer Masse eine bedeutsame Rolle für die Höhe der Aggressionsfähigkeit der Masse spiele. Es wird ein wesentlicher Unterschied zwischen einer Masse bestehen, die aus einigen wenigen Individuen gebildet ist, und einer solchen, die Millionen von Gliedern umfaßt. Können wir zwar Aggressionstrieb ebenso wenig exakt messen, wie wir heute in der Lage sind, Libidoquantitäten in physikalischer Form darzustellen, so müssen wir doch, wenn anders wir nicht auf jedes Verständnis verzichten wollen, quantitative Verhältnisse im Triebleben zugrunde

legen. Aber so sicher eine Erhöhung von — zunächst virtueller — Aggressionsfähigkeit eine Funktion der Zahl der Masseglieder ist, so sicher ist doch diese Zahl nicht der einzige ausschlaggebende Faktor.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals einige Beispiele möglichst verschieden gearteter menschlicher Organisationen, stellen wir zwei Extreme, unseren Tierschutzverein und eine Armee, einander gegenüber. Wir werden nun finden, daß die in dem Verein zusammengeschlossenen Mitglieder unvergleichlich weniger von ihrer individuellen Besonderheit aufgeben haben als die Glieder, die in der Armee vereinigt sind. Das Maß der Identifizierung ist der zweite Faktor für die Aggressionskraft der Masse. Je tiefer die Identifizierung geht, je enger die Masseglieder auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden sind, desto bedeutender wird auch derjenige Anteil ihrer Trieb-Persönlichkeit sein, der durch den Transformationsprozeß nach außen geworfen, dem Führer anheim gegeben wird.

Und nun ein dritter Faktor, der den Anteil der Außenwelt repräsentiert. Es wird nicht gleichgültig sein, welchen Widerständen die geführte Masse bei ihrer Aggressions-Auswirkung begegnet. Der Widerstand der Außenwelt wirkt ganz ähnlich wie jene Versagung, die so wesentlichen Anteil an der Gewissensreaktion des Einzelnen besitzt. Nehmen wir an, jene industrielle Firma, von der wir weiter oben handelten, wollte sich um ihrer egoistischen Ziele willen über alle irgendwie gearteten Bedenken hinwegsetzen, also Mehrung an Macht und Gut um jeden Preis und unter Ausnutzung aller Methoden verfolgen. Sie würde sehr bald durch diese Skrupellosigkeit in Konflikte geraten. Unzählige Gesetze, nennen wir diejenigen gegen unlauteren Wettbewerb, sind eigens zu dem Zweck erlassen, um die Skrupellosigkeit des Erwerbssinnes einzudämmen. Es wird also jener industriellen „Masse“ die Versagung des Gesetzgebers in den Weg treten und ihr sehr bald eine Einschränkung ihrer nach außen gerichteten Aggression auferlegen. Das Gleiche gilt für einen sehr großen Teil aller menschlichen Organisationen unserer Kulturwelt. Immer wird — ob es sich nun um eine Glaubensgemeinschaft, um ein Wirtschaftsunternehmen, um eine kulturelle Organisation handelt — eine gesetzliche Grenze für ungehemmte Aggression bestehen, die dazu dienen soll, ähnlich geartete, vielleicht schwächere Massen gegen ein Ersticken und Verschlucktwerden zu schützen.

Aber es gibt ganz besondere, bevorzugte Massen, deren Aggression

durch solche gesetzgeberische Maßnahmen nur unvollkommen oder überhaupt nicht beschränkt wird. Wir wissen, um welche Bildungen es sich handelt: es sind die Nationen, deren „Souveränität“ gerade darin besteht, daß sie sich von niemand eine Beschränkung ihrer Aggression nach außen vorschreiben lassen wollen. Daß es gerade jene Massen sind, deren Zahl die meisten anderen Massenumfänge übertrifft, zugleich Massen mit einem sehr starken Ausmaß virtueller Identifizierung, mag uns einen Begriff davon geben, welche Gefahr in diesem Zusammentreffen gelegen ist: große Zahl, tiefgehende Identifizierung und mangelhafte oder nicht bestehende Versagung von außen her kennzeichnen die „Masse“ Nation in ihrem Charakter. So können wir schon rein theoretisch erwarten, daß Aggressionsentladungen von dieser Seite her an Umfang und Auswirkung die höchste Gefahr für den Bestand der menschlichen Kultur bedeuten müssen.

Der Staat

Wir sahen, daß jede Organisation, jede Masse einen Führer besitzt, dessen entscheidende Aufgabe es ist, über die ihm von den Geführten zur Verfügung gestellte Aggressionsbereitschaft nach freiem Ermessen zu schalten, soweit die Versagung der Außenwelt ihm dabei nicht hemmend in den Weg tritt. Welches ist nun jene Instanz, die als „Führer der Nation“ angesprochen werden darf? Offenbar der Staat, der von jeher als männlich-väterliche Imago von den Menschen verstanden worden ist („Vater Staat“). Der Staat ist, wenn wir dieses rätselhafte, von vielen Seiten her auffaßbare Phänomen von unserem Gesichtspunkt aus betrachten, in erster Linie jene Institution, die das Erbe des souveränen Urvaters der einstigen Horde zu verwalten hat. Souverän nach außen, wenigstens de jure, ist er das Exekutivorgan des Aggressionswillens der von ihm geführten Nation. Keine versagende Gewalt nach innen oder außen stellt sich ihm bei dieser Funktion in den Weg. Die Instrumente der Aggression, die dem Staate zur Verfügung stehen, sind jene, die unter allen Aggressionsinstrumenten wahrscheinlich die meisten Leiden für das Individuum zur Folge haben: der Krieg nach außen, die Justiz nach innen. Hier ist die eigentliche Quelle der autonomen Gewalt zu suchen. Wenn es dem Staat gefällt, so führt er Krieg, indem er die bis dahin nach allen Richtungen durcheinander wogende Riesenmasse der Nation mit einem Schlag in einen militanten Organismus verwandelt. Das Individuum taucht unter in der nationalen Identifizierung, an

die Stelle des autonomen Gewissens tritt, als „parasitisches Über-Ich“ (Freud), der Staat.

Ebenso souverän vollzieht sich der Aggressionswille des Staates nach innen, hat doch der Staat potentiell, wie einst der Urvater, das Leben jedes einzelnen Gliedes der Nation in seiner Hand. Ein jahrhundertelanges Ringen individueller Freiheit und organisatorischer Bindung mußte vorausgehen, ehe es der Menschheit möglich wurde, die starre Souveränität des Staates durch Einbau von schützenden Klauseln in die staatlichen Grundgesetze selber teilweise einzuschränken. Jede „Verfassung“, die eine Nation sich gibt, sucht eine Schranke gegen die unbegrenzten Ansprüche und Aggressionen des Staates nach innen aufzurichten. Diese Schutzmaßnahmen der inneren Seite sind wesentlich älter als jene, die die Aggressionsbereitschaft des Staates nach außen hin hemmen und eindämmen sollen. Aber es ist schwach um diese Schutzmaßnahmen gegen den Aggressionswillen des Staates bestellt. Verfassungen haben es nicht gehindert, daß, besonders in Zeiten politischer Not,¹ ihre Paragraphen vor der Wirklichkeit der Staatsallmacht wie Spreu vor dem Winde zerstoßen sind. Und ob der „Völkerbund“ einen ernstlichen nationalen Konflikt verhindern wird, darüber sind in der ganzen Welt berechtigte Zweifel verbreitet.

Vom Individuum her gesehen ist also die angstvolle Frage verständlich genug: wird es der Menschheit gelingen, Mittel und Wege zu finden, um die Aggressionsbereitschaft der Staaten, die größte Gefahr für den Bestand menschlicher Freiheit, Gesittung und Kultur, wirksam und auf die Dauer auszuschalten? Aber diese Frage übersieht zumeist die grundlegende und für das Verständnis der Massen entscheidende Tatsache, daß der Staat seinem Wesen nach gar nichts anderes sein kann, als die mächtigste Exekutive des menschlichen Aggressionstriebes, daß daher ein „Frieden zwischen Staaten“ von der Grundnatur des Staates selber her aufs tiefste bedroht ist. Erst wenn wir uns gewöhnen, dieser Tatsache ehrlich ins Gesicht zu sehen, werden wir uns der Tragweite jener Aufgabe bewußt werden, die in der Befriedung der menschlichen Staatengemeinschaften liegt.

Mehr noch als im Geschäftsleben herrscht in der politischen Welt das ungeschriebene Gesetz: Bindung und Frieden erfolgt nur dann, wenn es möglich ist einen Gegner zu finden, gegen den sich gemeinsamer Haß entladen darf. Wir können die Bücher der Welt-

1) Vgl. hierzu die Hervorhebung der Sorge als Ausdrucksform des Todestriebs bei Federn, Die Wirklichkeit des Todestriebs. Almanach der Psychoanalyse 1931, S. 92.

geschichte aufschlagen, wo wir wollen: immer werden wir finden, daß jener Staatsmann und Politiker die meiste Anhängerschaft, die größten Erfolge errang, den ruhmreichsten Namen erwarb, dem es gelang, dem menschlichen Haß, der menschlichen Aggressionsbereitschaft, neue Ziele und Objekte zu erschließen. Was dem Einzelnen längst, ja seit Beginn jeder Kultur untersagt ist, wogegen sich sein Gewissen als Wächter sträubt, das durfte zu allen Zeiten der Massenfürher, der Staatsmann ausführen, denn der Heroismus der Geführten, die Verbundenheit derjenigen, die hinter ihm standen, vermochte es, um sein Haupt die Gloriole des Ruhmes zu winden. Wo der Einzelne als Verbrecher gebrandmarkt wird, da baut man dem Führer der Masse das Denkmal; und fast scheint es, als ob mit fortschreitender Kultur, mit zunehmender Strenge des Gewissens im Einzelnen der Aggressionstrieb, von seiner ursprünglichen Betätigung abgeschnitten, auf dem Wege über die Masse immer riesenhaftere und gefährlichere Triumphe feiert.

So wiederholen wir uns an dieser Stelle erneut die ernste Frage Freuds, die „Schicksalsfrage der Menschenart“, ob es gelingen wird, die Kultur gegen die wachsende Macht des Aggressionstriebes zu schützen.

Abrüstung?

Individualgewissen und Massenführung sind, wie wir erkannten, die beiden Träger und Ausdrucksformen des menschlichen Aggressionstriebes. Trotz der zwischen beiden bestehenden Spannung sind sie zutiefst verwandt: beide sind Abbilder und Erben des Urvaters. Am Anfang der menschlichen Geschichte steht sicherlich die Massenbildung als die primitivere Form der Aggressionsbindung. Aber das Beispiel des Führers, der ja auch schon in dieser frühen Zeit als Individualität und Einzelner der Masse bewußt gegenübertritt, verlockt die Geführten zur Nachahmung.¹ Selber Individuum werden, sich selber aus dem Zwange der Identifizierung lösen und es so dem Urvater gleichen: dieses Phantasiebild spiegelt sich in jedem der Geführten wider. Seit jenen frühesten Zeiten, müssen wir annehmen, hat sich gegen den Zwang der Masse ein wachsender Gegendruck von Seiten der Geführten bemerkbar gemacht. Wenn Kant die Geschichte der Menschheit als eine Geschichte der menschlichen Freiheit² auffaßt, so konnte er

1) Vgl. hierzu: Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. Ges. Schriften. Bd. VI, S. 325.

2) Kant: Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.

damit nur meinen, daß ein Kampf des Einzelnen durch die Geschichte hindurch zu verzeichnen war, jener Kampf, der von der heteronomen Masse wegstrebt und in der Autonomie der menschlichen Persönlichkeit, in der sittlichen Freiheit sein Ziel sieht. Nicht umsonst ist das Gewissen, die sittliche Freiheit der Persönlichkeit, der Mittelpunkt der Kantschen Ethik.

Vom Gesichtspunkt des Individuums aus gesehen, erscheint die wünschbare Zukunft als ein Weltfrieden, wie ihn Kant in einer wissenschaftlichen Phantasie als Ziel der Menschheitsentwicklung dargestellt hat. Wenn uns diese Phantasie, wollen wir ihr realen Gehalt zutrauen, heute beinahe naiv anmutet, so deshalb, weil zwischen Kants Schrift und der Gegenwart ein grandioser Aufschwung individueller Freiheitsentwicklung verdunkelt wurde durch erschütternde Erlebnisse, die uns Heutigen beweisen, daß die primitivsten und barbarischsten Regungen der Menschheit neben einem solchen Aufschwung der Gesittung, der Freiheit Raum finden konnten. Einflußreiche Menschen der Feder (die früher das Privileg besaß, sich im Dienst des Individuums zu betätigen), predigen heute das Massenideal als das sittliche Ideal des Menschen. Die Ausführungen eines Spengler beweisen das. Seine gesamte, unzweifelhaft glänzende Begabung ist dem Ziel gewidmet, die Menschheit davon zu überzeugen, daß ein „Volk in Form“, also eine besonders wohl disziplinierte Masse, das eigentliche Ziel des Geschichtsprozesses darstellt, dem gegenüber das Individuum zu verstummen und sich zu bescheiden hat.

Aber trotz der lauten Stimme dieser Apostel der Masse besteht eine unklare, vielleicht trügerische, trotzdem aber starke und unabweisbare Hoffnung in der Kulturmenschheit fort, daß es gelingen werde, Mittel und Wege zu finden, zukünftigen Verheerungen durch den menschlichen Aggressionstrieb in seiner furchtbarsten Form vorzubeugen. Man möchte in die menschlichen Organisationen, deren größte und gefährlichste die Staaten sind, so wirksame Sicherungen einschalten, daß es ihnen nicht mehr möglich ist, die in ihrem Schoße angesammelten Zündstoffmengen zur Explosion zu bringen. Den unmittelbaren Erfolg dieser Bestrebungen repräsentiert wohl der Genfer Völkerbund, der gegründet wurde, nachdem die Aggressionsorgie des Weltkrieges sich ausgetobt hatte. Als Forum der Völker, als Weltparlament war er gedacht, die schiedlich-friedliche Austragung aller Konflikte zwischen den Staaten sollte ihm überantwortet sein. Mit der Geburt dieser Amphiktyonie ist gewiß ein wichtiger Schritt in der

Richtung der Sicherheit getan. Aber niemand verhehlt sich, daß es nur ein bescheidener, ein erster Schritt ist. Der Bund ist schwach, die Versagung als mächtigstes Abwehrmittel gegen den Aggressionstrieb ist ihm nur sehr bedingt zugänglich; zudem fehlen mächtige Staaten in seiner Mitte, wodurch sein ökumenisches Gepräge ernstlich beeinträchtigt ist. Tendenzen, die neuartige und ideal gedachte ‚Liga der Nationen‘ nach der uralten historischen Schablone in ein ‚Bündnis‘ umzugießen, sind deutlich zu verspüren. Und am Gesicht der Staaten, die den Bund gebildet haben, hat sich bisher wenig geändert.

Das sicherste Anzeichen für den fühlbaren Mangel an Vertrauen zum Völkerbund als Aggressionsschranke ist die große Bewegung, die außerhalb des Bundes für den Gedanken der Abrüstung kämpft: Krieg dem Kriege — Aggression dem Aggressionstrieb! Wir werden uns über die Aussichten dieser Bestrebungen keine allzugroßen Illusionen machen dürfen. Nicht nur deshalb, weil sie bisher so wenig greifbare Ergebnisse erzielt haben. Denn daraus wäre nicht ohne Weiteres ein Schluß auf die Zukunft zu ziehen. Die Schwäche der Hoffnung, die sich an die Abrüstungsbestrebungen knüpft, ist vielmehr ganz anders zu begründen. Wenn es wahr ist, daß der Staat jene wesentliche geheime Aufgabe verfolgt, die von ihm geführte Gemeinschaft zu entlasten, indem er ihren Aggressionstrieb bindet und als dessen Exekutor nach innen und vor allem nach außen auftritt, so wird sich, solange nicht an den Grundlagen nationalen Zusammenlebens gerüttelt ist, kaum eine Möglichkeit finden, den Staat zu entgiften, das reißende Tier in ein zartes Lämmlein zu verwandeln. Jeder Staat, der seine „Souveränität“, zumindest als Anspruch, aufrecht erhält, wehrt sich auf das Äußerste und mit allen Mitteln dagegen, daß ihm die sichtbaren Ausdrucksformen dieser seiner Mission, seine potentiellen Aggressionsmöglichkeiten entzogen oder geraubt werden. Und jede Nation wird für dieses Zögern und Hinhalten eine Fülle von rationalen Begründungen vorzubringen wissen, die den „bösen Nachbarn“ für die eigenen Bedenken verantwortlich machen.

Horizontale und vertikale Aggression

Das Problem liegt also nicht so sehr in der Frage der Aufrechterhaltung oder Streichung von stehenden Heeren und Kriegsflotten. Armeen und Flotten sind ja nur die Symptome dafür, daß riesige Mengen von Aggressionstrieb gleich Munitionsdepots auf den Augenblick der Entladung warten. Es handelt sich vielmehr darum, ob es

gelingen wird, Abfuhrmöglichkeiten für den menschlichen Aggressionstrieb zu ersinnen, die weniger katastrophale Folgen für die Kultur (und das ist für das autonome Individuum) befürchten lassen, als sie ein moderner zwischen Großstaaten geführter Krieg mit sich bringen würde.

Wir sahen schon weiter oben, daß eine wesentliche Aufgabe aller Politik darin besteht, neue Haßobjekte, also neue Abfuhrmöglichkeiten für das Aggressionsbedürfnis der Massen zu erschließen. Freud hat mit bitterem Sarkasmus die Rolle der Juden in diesem Sinne umrissen. Aber der Jude genügt offenbar nicht entfernt für die Ansprüche, die der Aggressionstrieb an Entladungsmöglichkeiten stellt. Prüfen wir daher, ob es nicht andere Ausdrucksformen des Aggressionstrieb gibt, die mehr Erfolg versprechen als der Judenhaß, und weniger Gefahren mit sich bringen als der Haß der Nationen gegeneinander.

Der Sozialismus in seiner reinsten Form, sagen wir also der Marxismus, der schärfste Rufer im Streit gegen die nationalistische Gefahr, glaubt einen gangbaren Weg gefunden zu haben, und er vermag sich auf tief im Menschen wurzelnde Instinkte zu stützen, wenn er sein neues Ideal als brauchbare Zukunftslösung vertritt.

Sehen wir von allen beglückenden Folgen ab, die die sozialistische Lehre als Ergebnis ihrer Verwirklichung voraussagt, so ergibt sich, von der Seite des Aggressionstrieb gesehen, die grandiose Ausnutzung jener feindlichen Instinkte, die seit Anbeginn sozialer Bildungen zwischen Führer und Geführten bestehen. Wenn der Nationalismus in der horizontalen Aggression, im Kampf gegen den „Erbfeind“ (jede Nation hat ihren „Erbfeind“!), das Ventil für die Massenaggression sieht, so predigt der Sozialismus vertikale Aggression, den Kampf der Besitzlosen, das ist der Geführten, der Masseglieder gegen die besitzende Schicht, die in den Augen des Sozialismus der eigentliche Erbe der Führermacht ist. (In Wirklichkeit ist das der Staat.)

Die Psychoanalyse hat uns im Ödipuskomplex die Wurzel jener neurotischen Konflikte des Einzelmenschen aufgezeigt, unter denen so viele Kulturmenschen ihr Leben lang zu leiden haben. Der Vaterhaß des Knaben steht am Eingang des männlichen und damit des sozialen Lebens. Der Vater ist jener einzelne allmächtige Riese, der der Liebe des Söhnchens zur Mutter hemmend und versagend im Wege steht; an dieser Versagung geht die Frühblüte des infantilen Liebeslebens zugrunde. Der Vater, die Realität, ist stärker als das Kind. Aber wie sich aus dem „Untergang des Ödipuskomplexes“ die Wurzeln aller

Moral nachweisen lassen, so bleibt die Erinnerung an den feindlichen Vater in einer Überzahl männlicher Individuen für immer, wenn auch vielfach unbewußt, lebendig. Mag der „gute“ Vater späterhin verehrt und geliebt werden, in keiner menschlichen Liebesbindung ist jener „Bodensatz von Haß“ so deutlich auch im späteren Leben spürbar, wie in der Beziehung vom Sohn zum Vater. Wie sollte da nicht eine Botschaft auf fruchtbaren Boden fallen, die an diesen Instinkt appelliert und immer wieder mahnt: hier, in den Besitzenden, in den Führern, in den Machthabern eines ungerechten Régimes seht ihr den Vater verkörpert, den es zu stürzen gilt, wenn ihr euch der Freiheit und des Genusses erfreuen wollt! Wäre diese Botschaft nur komplexbedingt, sie wäre nicht weiter ernst zu nehmen. Aber die Realität kommt diesem Gedanken außerordentlich entgegen. Es ist ja wahr, daß eine riesige Überzahl von Mitgliedern der heutigen Kulturgemeinschaften um die notwendigsten Sicherungen des nackten Lebens schwer und gefahrvoll ringen müssen, während eine verschwindende Minderheit in den gleichen Nationen sich eines Wohlstandes erfreuen kann, der zu dieser Not der Mehrheit in schreiendem Gegensatz steht. Die Realität spricht, jedenfalls nach der negativen Seite hin, für die Berechtigung der sozialistischen Theorie. Wäre nur nicht die Schicksalsfrage, die schon Freud im „Unbehagen in der Kultur“ deutlich anklingen läßt: was geschieht dann, wenn der Vater „umgebracht“, wenn die „Expropriation der Expropriateure“ restlos vollzogen ist? Bricht dann die verheißene Zeit allseitigen Glücks herein oder hat die Rechnung einen Fehler?

Das gewaltige praktische Experiment, das sich vor unseren Augen seit nunmehr 14 Jahren in Sowjet-Rußland abspielt, steht uns als einziges Beispiel für die Folgen der vorläufigen Verwirklichung des sozialistischen Ideals zur Verfügung. Hier ist das, was wir als „vertikale Aggression“ bezeichnet haben, in einer bisher nie dagewesenen Weise durchgeführt. Dem nationalen Gegensatz, von dem die abendländische Kulturwelt insoferne lebt, als hier immer noch die mächtigsten Quellen des Aggressionstriebes springen, ist in Sowjet-Rußland jede Grundlage entzogen. Alle Schilderer des russischen Reiches der Gegenwart sind einig in der Bewunderung der erstaunlichen Freiheitlichkeit, die man im Rahmen dieses Staates den nationalen Aspirationen der in ihm zusammengeschlossenen Völker angeeignet sieht. Aber auch die Außenpolitik der Sowjet-Union läßt keinen Zweifel darüber, daß ein bolschewistisches Weltreich auf nationale

Gegensätze keinerlei Gewicht legen würde. Im Gegenteil würden die bescheidensten Volkssplitterchen neben den größten Nationen darauf rechnen dürfen, ihre Sprache, ihr Folklore frei betätigen zu können. Aber noch eine viel wichtigere weitere Tatsache vermag das Sowjetreich für sich ins Feld zu führen: die Gegensätze zwischen Arm und Reich sind geschwunden. Heute zwar noch nicht in dem Sinne, daß alle reich sind oder nur wohlhabend; vielmehr sind alle arm. Aber der Stein des Anstoßes, der die Triebkraft des abendländischen Sozialismus in Bewegung erhält, ist hinweggeräumt. Zudem vermag der Anhänger des Sowjetsystems mit Recht auf die Zukunft hinzuweisen, die ihm durch eine gewaltige Anstrengung der gesamten Wirtschaftskraft des Volkes jenen Zuwachs an Wohlstand bringen soll, auf den er vorläufig noch verzichten muß. Niemand in Europa kann heute voraussagen, wie Rußland im Hinblick auf seine Produktionskraft und seinen nationalen Reichtum dastehen wird, wenn der berühmte Fünfjahrplan und seine ihm sicher folgenden weiteren Wirtschaftspläne in heroischer Anstrengung durchgeführt sein werden.

Mittlerweile hat sich jedoch eine sehr merkwürdige Entwicklung vollzogen, die für eine gedeihliche Anwendung bolschewistischer Prinzipien in anderen Ländern ein nicht unbeträchtliches Bedenken bedeutet. Es hat sich herausgestellt, daß eine auf die Identifizierung aufgebaute Masse des Haßobjektes nicht entbehren kann. Übereinstimmend erklären freundliche und gegnerische Beurteiler Rußlands, daß dieser Staat, und zwar als Staat, eine Rolle im Leben des Einzelnen spielt, die über den Anteil des Staates im Leben anderer Nationen unvergleichlich hinausgeht. Das Individuum ist praktisch abgeschafft und mit ihm alles, was unsere abendländische Geschichte als Errungenschaft jenes Kampfes zwischen Individuum und Masse für sich glaubt anführen zu dürfen. In erster Linie also die persönliche Freiheit. Dafür entstand als eine Äußerungsform des neuen Staatsgebildes eine *Burea u k r a t i e*, die alles in den Schatten stellt, was abendländische Begriffe bisher unter diesem Phänomen verstanden. Bureaukratie ist ja als Anwachsen der Staatssphäre gegenüber der Individualsphäre eine unmittelbare Ausdrucksform des nach innen gewandten Aggressionstriebes, eine Art von „Eisbildung“, die sich um den glühenden Kern des Volkes herumlegt. Auch hier eine Parallele zum individuellen Gewissen, dessen Starrheit und Unerbittlichkeit uns aus der Neurosen-Analyse so wohl bekannt ist. Der Triumph der Masse über das Individuum, des Staates über das autonome Gewissen

des Einzelnen ist die Kehrseite, der natürliche Ausgleich für den Verzicht auf horizontale Aggression (im Nationalismus), sowie für die Ausschaltung einer wichtigen Aggressionskomponente durch Stilllegung des natürlichen Konkurrenzkampfes im Wirtschaftsleben. So trägt in Sowjetrußland auch heute noch die Beziehung zwischen Staat und Individuum den Charakter des revolutionären Klassenkampfes, obgleich die marxistischen Grundsätze im wesentlichen bereits durchgeführt, die Individualisten praktisch „liquidiert“ sind.

Wenn uns im Abendlande der empörende Gegensatz zwischen Arm und Reich als der wahre Angelpunkt unseres Schicksals erscheint, wenn wir in der Beseitigung dieser schreienden Mißstände das Ziel unserer Zukunft erkennen, demgegenüber alle anderen Gesichtspunkte verlöschen müssen — auch der Gesichtspunkt der individuellen Freiheit! — so werden wir vermutlich über kurz oder lang den russischen Weg beschreiten. Nur müssen wir uns darüber klar sein, daß wir auch auf diesem Weg keinesfalls dazu gelangen werden, unseren Aggressionstrieb loszuwerden. Im Gegenteil, wir werden damit rechnen müssen, daß er sich zwar nicht mehr als Gegensatz der Nationen, wohl aber als Gegensatz zwischen Staat und Individualität, in einer Weise betätigen wird, die unter Umständen bei unserm westlichen Maßstab für persönliche Freiheit die vergangene Epoche mit ihren unzweifelhaften Schäden als ein goldenes Zeitalter erscheinen lassen wird.

Die Sublimierung

Kehren wir zum Schluß noch einmal zur Frage der Gewissensbildung im Einzelmenschen zurück. Freud nimmt an, daß der Aggressionstrieb, wenn er einmal durch das Gewissen gebunden ist, nach innen gewendet im Bewußtsein als Schuldgefühl erkennbar wird. Aber nicht aller Aggressionstrieb des Einzelmenschen wird als Schuldgefühl und Gewissensregulator gebunden und verbraucht. Ein Teil, und, wie wir sahen, unter Umständen ein sehr großer Teil, kann im Mechanismus der Identifizierung auf einen Massenführer, auf die Organisation und die Staatlichkeit abgewälzt und auf diese Weise — für die Masse selbst — neutralisiert werden. Aber es gibt noch eine dritte Möglichkeit: die Sublimierung. Eine ganze Anzahl menschlicher Betätigungen, vielleicht alle, die es gibt, enthalten ein Stück sublimierter Aggression. Nicht nur so naheliegende Beispiele lassen sich finden, wie etwa das des Chirurgen, der sein Messer zum Segen der leidenden Menschheit in das Blut seiner Patienten taucht. Auch jede handwerkliche Arbeit,

vom Steinklopfen bis zum Maschinenbauen, enthält jeweils in der ihr eigenen Form einen Anteil von Aggression, der dafür sorgt, Material zu bezwingen, die Trägheit der Materie zu unterjochen, zum Nutzen des Einzelnen und der Gesamtheit. Wer möchte übersehen, daß der Bauer, der den Pflug durch die Erde führt, mit der Liebe zur Scholle zugleich ein Stück des ewigen Aggressionstriebes abführt, indem er die Schollen spaltet und so das Angesicht der Mutter Erde verletzt? Und am anderen Ende der menschlichen Berufsreihe: ist es nicht schon seit der frommen Mythe vom Garten des Paradieses bekannt, daß die Erkenntnis eine Tochter des Todestriebes ist? Daß die feinste Blüte menschlichen Kulturlebens, die Weisheit, die verfeinerte Darstellung eines Triebes ist, der sich phantastisch an der Macht der Gedanken über die Welt berauscht?

Auch die größten und gefährlichsten Massen, die wir kennen, die menschlichen Nationen haben, darin dem Einzelnen ähnlich, einen Teil ihrer aggressiven Gewalt zu sublimieren verstanden. Der Wirtschaftskampf, der zwischen ihnen mit Einsatz alles verfügbaren Genies im technischen, im kaufmännischen und industriellen Leben geführt wird, der Wettbewerb auf dem Gebiete der Kultur und schönen Künste, sportliche Veranstaltungen, wie etwa die Olympiaden, sind Ansätze solcher Sublimierungen. Auch des Reisens und Wanderns (Austauschbewegung) als sublimierten „Eindringens“ in das fremde Land sei hier ausdrücklich gedacht. Nur wenn es gelingt, diese Wege bewußt und planmäßig zu vermehren und unvergleichlich intensiver als bisher auszubauen, wird man annehmen dürfen, daß ein erheblicher, ein in Betracht kommender Anteil der aggressiven Tendenzen hier Unterbringung und zugleich Veredlung finden wird. Dazu aber ist es nötig, die große Gefahr, die Tragik der Masse, die jenseits der Moral liegt, die weniger ein ethisches und soziales, als vielmehr ein biologisches Problem ist, zuvor scharf zu erkennen. Erst dann wird es möglich sein, die sonst unabwendbare Gefahr für die abendländische Kultur zu bannen. Die Völker müssen der zur Entladung drängenden aggressiven Energien in ihrer Mitte bewußt und deutlich inne werden; die Staaten müssen in ihren Lenkern vollkommen davon durchdrungen sein, daß die biologische Tendenz, der sie ihr Dasein verdanken, nach der Richtung des Todes und der Zerstörung hindrängt. Wann wären glückliche Behandlungen kranker Wesen mit Aussicht auf dauernden Erfolg durchgeführt worden ohne vorherige genaue Erkenntnis des Leidens? Und wann sollte je der

Abrüstungsgedanke triumphieren können, wenn er nicht zuvor erfüllt wäre von klarer Einsicht in das Wesen jener Gewalten, die das Phänomen „Rüstung“ erzeugen?

Es wird aller Voraussicht nach noch lange dauern, ehe auch nur eine Mehrheit der Menschen zur Überzeugung gelangt, daß der Krieg jenes Übel ist, das — nach dem Übel der ungleichen Verteilung des Eigentums — das furchtbarste ist, das auf der Menschheit lastet. Immer wird es den Vertreter jener bestrickenden und verlockenden Überzeugung geben, der die Masse gegenüber dem Individuum verteidigt und — da der eine die Größe und das Ideal der Menschenliebe vertritt, als dessen Gegner den Heroismus, die Opferwilligkeit des Massenmenschen als höchste ethische Leistung bezeichnet. Nur weiß der Apostel der Masse nicht immer, daß er sich, in seinem Glauben an dieses Ideal, zum Anwalt des Todestriebes macht, welcher letzterer sich nicht nur unter den Lieferanten, sondern gelegentlich auch unter den Literaten seine Partisanen und Verteidiger aussucht. Wenn sie, der Vertreter der Menschenliebe und der Vertreter des Massenheroismus, beide genau wissen, was sie verfechten, wohin sie steuern, aber auch, was in diesem Kampf auf dem Spiel steht, so wird für das Glück der Kulturmenschheit schon ein kleiner, ein bescheidener Schritt nach vorwärts getan sein.

Schuldgefühl und Nationalcharakter

Über die Erotisierung der sozialen Beziehungen des Menschen

Von

René Laforgue

Paris

In einer Arbeit über „Die Erotisierung der Angst“¹ haben wir die Frage aufgeworfen, inwieweit die Gestalt des entsetzenerregenden Unteroffiziers nicht ihre Existenz dem Bedürfnis gewisser Menschengruppen verdankt, Angst als Erotismus zu kultivieren, wobei Angsteinflößen mehr der männlichen Aktivität, Angsterdulden mehr der weiblichen Passivität entsprechen würde. Wir haben uns weiter gefragt, ob die Erotisierung der Angst nicht in Kunst und Literatur einerseits, in den

1) Internat. Zeitschr. für Psychoanalyse, Bd. XVI (1930), S. 420 ff. (Abgedruckt auch im „Almanach der Psychoanalyse 1931“.)

religiösen Vorstellungen andererseits eine bedeutende Rolle spielt, und schließlich konnten wir nicht umhin nachzuforschen, inwieweit nicht die sozialen Beziehungen der Menschen überhaupt in den Dienst der Erotisation der Angst gestellt werden könnten und so ihrem bewußten Zwecke je nach dem Grade dieser Erotisation entzogen wären. Im Laufe dieser Untersuchung haben wir die Möglichkeit der Verwandtschaft von Angst und Orgasmus studiert und in Erwägung gezogen, inwieweit die Angst (nicht die Realangst, sondern die erotisierte Angst [französisch: *l'angoisse*]) die infantile Form des Orgasmus darstellen könnte und deshalb in Angst- und Pollutionsträumen eine ganz besondere Rolle spielt. Weiterhin stellten wir in Parallele Angst und Vorlust einerseits, Schmerz und Endlust andererseits und führten an, daß die Form der sozialen Organisation der Menschen wohl davon abhängen könne, inwieweit sie einerseits eher der Abfuhr der Libido des Individuums durch Angst, Schreck und Grausamkeit dient, andererseits diese Libidoabfuhr durch Individualisierung des Einzelnen auf genitaler Stufe erstrebt. Und damit zogen wir in Betracht, daß der Orgasmus des Primitiven etwas ganz anderes sein könnte, als der Orgasmus des Kulturmenschen, und daß diese Verhältnisse von weitgehendem Einfluß auf die soziale Organisation des Menschen sein müßten. Alle diese Betrachtungen führten uns dazu, eine enge Beziehung zwischen sexueller und sozialer Entwicklung eines Individuums zu vermuten und die Gesetze dieser sozialen Entwicklung an Hand der sexuellen verstehen zu wollen.

Wir kamen so zu der Annahme einer infantilen Form sozialer Beziehungen entsprechend einer infantilen Form der Libidobefriedigung des Individuums und einer differenzierten Form sozialer Verhältnisse entsprechend einer differenzierten Funktion des Orgasmus, und weiterhin zum Versuch, die Gesetze der Entwicklung der verschiedenen sozialen Organisationsstufen des Menschen an Hand seiner Libidoorganisation verstehen zu wollen.

Die Kenntnis dieser Gesetze hätte vielleicht den Vorteil, zu anderen Begriffen als bisher über das gegebene Entwicklungsstadium eines Volkes oder einer Zivilisation zu führen. Anstatt diese als das Ergebnis bewußter Willenseinflüsse zu betrachten, käme man dazu, es aus den affektiven Bedürfnissen der Gemeinschaft heraus zu erklären. Dieses Wissen würde uns vielleicht erlauben, ein besseres gegenseitiges Verstehen der Völker anzustreben und einen wesentlichen Faktor der

wissenschaftlichen Beurteilung zugänglich zu machen; ich meine: Das Unbewußte einer Volksgemeinschaft, das vermutlich einen ähnlichen Einfluß auf das Volksgeschehen haben kann wie das Unbewußte des Einzelnen auf seine Handlungen. Und vielleicht ist es nicht allzu kühn zu glauben, daß die Möglichkeit, diesem Faktor Rechnung zu tragen, gar manche politischen Zänkereien als überflüssig erscheinen lassen würde, und daß man dann mit mehr Aussicht auf Erfolg als bisher die Schwierigkeiten der gegenseitigen Anpassung der verschiedenen Völker durch Wissen überwinden dürfte. Falls dies so wäre, so würde durch diese Kenntnis eine neue Glücksmöglichkeit für die Menschen geschaffen werden, und die Psychoanalyse hätte den Weg dazu gewiesen, vorausgesetzt, daß die Vermeidung überflüssiger politischer Reibereien und Unordnung als Glücksmöglichkeit gewertet wird.

An diesem Punkte unserer Überlegungen angelangt — überzeugt von der außerordentlich großen Bedeutung der zu erkennenden Sachlage, haben wir uns gefragt, inwieweit unsere persönlichen Beobachtungen — gesammelt in verschiedenen Kulturkreisen — als Beweismaterial herangezogen werden könnten.

Wir haben auch weiterhin versucht, an Hand der Arbeiten von Lévy Bruhl über das Seelenleben des Primitiven uns ein Bild über die Organisation der Gemeinschaft der Primitiven zu machen — aber wir hatten trotz einer Reihe erfreulicher Bestätigungen unserer Vermutung die deutliche Empfindung, daß wir unser Material nicht überschätzen dürfen. Es erlaubt uns leider nur, das Problem in großen Linien zu skizzieren und die damit zusammenhängenden Fragen höchstens aufzuwerfen; aber wir müssen es anderen überlassen, die sich daraus ergebenden Schlüsse zu ziehen.

Was die Ausführungen Lévy Bruhls über die primitive Seele (*l'âme primitive*) anbetrifft, so sind sie vielleicht an Hand eines zu schematischen Materials unternommen worden, worauf wir verschiedentlich aufmerksam gemacht worden sind. Aber dies hat für unsere Studie vielleicht keinen zu wesentlichen Nachteil, denn beim Erfassen der affektiven Grundtendenzen einer Psyche spielen ja die Details der Äußerungsformen dieser Psyche nur eine geringe Rolle. Wir sagten uns auch, daß der „normale Primitive“ ebenso wenig existieren kann, wie der „normale Zivilisierte“, und daß man sich da einstweilen mit grob angedeuteten Richtlinien begnügen muß.

Um unser Untersuchungsmaterial zu ordnen, ist es wohl am einfachsten zu zeigen, auf welchem Wege wir dazu gekommen waren, es für unser Studium zu verwenden. Es mag dies ein gutes Mittel sein, um den Leser mit

unseren Gedankengängen vertraut zu machen und ihn zu veranlassen, die für uns unvermeidbaren Lücken unserer Arbeit auszufüllen.

Unsere psychoanalytische Erfahrung hat uns mit gewissen Tatsachen bekannt gemacht, die wir in der obenerwähnten Arbeit über die Erotisierung der Angst der Erforschung näher bringen wollten. Weiterhin hat sie unser Auge geschärft für die Vermittlung von Beziehungen, deren Kenntnis uns eine wesentlich andere Auffassung des Seelenlebens des Menschen beigebracht hat als die, die sich dem Unerfahrenen bisher aufdrängte.

So wurden wir vertraut mit dem Strafbedürfnis des Menschen und der Tendenz der infantilen Libido, sich durch Angst, Schmerz und Leid sättigen zu lassen. Mit anderen Worten: Angst, Schmerz und Leid können der Sättigung eines Bedürfnisses dienen, und dies Bedürfnis steckt der Libidoentwicklung bis zu einem gewissen Grade ihre Grenzen. Es ist eine noch offene Frage, inwieweit sie nicht die hauptsächlichste erotische Befriedigung der infantilen Psyche bilden — dies beim Kinde ebenso wie beim Primitiven oder beim Neurotiker. Wir möchten diese Frage vorläufig nur dem allgemeinen Interesse näher bringen und diesbezüglich darauf hinweisen, welche große Bedeutung der Erzieher der Situation entsprechend den angst-, schreck- und schmerzeinflößenden Mitteln beimessen muß. Wir haben den deutlichen Eindruck, daß die Psyche des Kindes diese Mittel bis zu einem gewissen Grade erheischt, um sich entwickeln zu können, und daß eine Erziehung, die diese Mittel vermeidet, in vielen Fällen ebenso sehr die Entwicklung eines Kindes hemmen kann wie eine Erziehung, die mit diesen Mitteln übertreibt. Ja noch mehr — wir haben oft gesehen, wie Kinder oder Neurotiker die Anwendung derartiger Gewaltmittel direkt erstrebten oder, falls das Leid nicht durch die Umgebung erreichbar war, es direkt durch neurotisch geschaffenes Leid ersetzen.

Die Beobachtung derartiger Verhältnisse legte uns die Vermutung nahe, daß Angst, Schreck und Leid bis zu einem gewissen Grade mit dem Orgasmus verwandt seien und oft direkt die infantile Form des Orgasmus darstellen, auf dessen Provokation die infantile Psyche einfach eingestellt sei und durch den hindurch sie sich zu differenzierteren Formen entwickeln könne, ähnlich wie das Leiden der Geburt untrennbar erscheint von der Wollust des Gebärens.

Inwieweit darf man nun annehmen, daß ein Volk oder eine Gesellschaft — je nach ihrer Entwicklung — genau so wie ein Individuum auf die Provokation des infantilen Orgasmus eingestellt sein kann und denselben mit Hilfe seiner sozialen und moralischen Einrichtungen anstrebt? Sicher ist nur,

daß die Moral der Völker ebenso erotisiert ist wie die Moral des Individuums, und daß die Sünde da oft zum Mittel wird, die Wollust der Bestrafung erleben zu dürfen, statt daß Strafe dazu dient, die Sünde vermeiden zu helfen.¹

Es wurde oft behauptet, daß es nicht gangbar wäre, eine allzuenge Parallele zu ziehen zwischen der Organisation der Psyche des Individuums und der Organisation einer Gesellschaftsordnung.

Was unsere Auffassung darüber anbetrifft, so haben wir trotzdem mehr und mehr den Eindruck, daß sich die Entwicklung der Gesellschaftsordnung nach ähnlichen Gesetzen vollzieht, wie die der Einzelsyche... mit anderen Worten, daß zwischen Ich und Über-Ich einerseits, dem Individuum und der von ihm akzeptierten Autorität andererseits dieselben libidinösen Bindungen bestehen können, und daß diese selbst bei dem heutigen Zustande der modernen Kultur noch stark erotisiert sind — je nach der Volksmentalität, um die es sich handelt. Auch sehen wir oft, daß das Scheitern eines Individuums infolge der Reaktion seines Über-Ichs, also aus inneren Gründen, ersetzt werden kann durch Scheitern aus äußeren Gründen, wie bei Kriminellen, die die Gerichtsinstanzen als Mittel zum Scheitern heranziehen, oder bei Zweiflern, die das Bedürfnis haben, am Dogma zu zerschellen etc.

Somit standen wir vor der Frage: Bis zu welchem Grade wird die Polizei-Autorität in einem Staate in den Dienst der homosexuellen sadomasochistischen Libidobefriedigung der Masse gestellt, ebenso wie es mit religiösen Vorstellungen, wissenschaftlichen Theorien und Fürstenthronen geschehen kann? Oder mit anderen Worten: Bis zu welchem Grade dient die Gesellschaftsordnung der Befriedigung des Bedürfnisses des Einzelindividuums in der Masse, einerseits gequält, verängstigt oder gehemmt zu werden, andererseits zu quälen, zu verängstigen und zu hemmen?

Wir fragen uns dann weiterhin: Welches sind die Manifestationen dieses sadomasochistischen Autoritätsbedürfnisses, je nach der Entwicklung eines Volkes oder einer Zivilisation? Gibt es infantile Gesellschaftsordnungen entsprechend der Organisation der infantilen Psyche? Gibt es erwachsene Gesellschaftsordnungen entsprechend der Organisation der Psyche eines Erwachsenen? Welches ist der Unterschied zwischen einem der infantilen Gesellschaftsorgani-

¹) Siehe Reik: Geständniszwang und Strafbedürfnis. Ferner: Dogma und Zwangs-
idee. — Siehe Laforgue: L'échec de Baudelaire.

sation angehörigen Individuum und einem der erwachsenen Gesellschaftsorganisation? Oder mit anderen Worten: Wie benimmt sich ein Individuum je nach dem Grade der es beherrschenden sozialen sadomasochistischen Beziehungen? . .

Wir wissen, daß ein Individuum, je infantiler seine Psyche, um so abhängiger ist von der Autorität, deren Schutz es bedarf, um so enger auch die Bindung zwischen dem Individuum und der Autorität. Die Psychoanalyse hat uns beobachten gelehrt, daß auf jede Lockerung dieser Bindung — ob es sich nun um ein Kind oder um einen Erwachsenen handelt — das Individuum mit einem starken Schuldbewußtsein reagiert, das sicherlich einer libidinösen Spannung entspricht und mit starker Angstentwicklung einhergeht, welche letztere zu einer Abreaktion treibt, die gewöhnlich durch Schmerz und Strafe erreicht wird. Schmerz und Strafe haben die Funktion, das frühere Libidogleichgewicht wiederherzustellen und das Individuum wiederum unter eine starke Autoritätsbindung zu bringen. Sie entsprechen demnach dem Bedürfnis, die Lockerung der Autoritätsbindung, d. h. des erreichten Gleichgewichts, zu vermeiden, die Lösung des Individuums von der Autorität zu hemmen und diese Unabhängigkeitsbestrebungen als schuldhaft zu verurteilen und zum Scheitern zu bringen. Derartige Reaktionen bedingen, wie wir wissen, die Schlagephantasien unserer Kranken und bringen das Individuum als Einzelwesen so oft zum Scheitern. Sie verursachen beim Erwachsenen, wie wir es bei unseren Neurotikern oft beobachten können, eine mehr oder weniger ausgesprochene Impotenz und Homosexualität beim Manne — eine entsprechende Frigidität beim Weibe. Sie wirken sich weitgehend hemmend auf die Geschlechtsfunktion aus und provozieren Abnormitäten oder was wir als solche betrachten, obwohl dieselben vielleicht nur der Auswirkung jener Kräfte zu verdanken sind, die bei den Säugetieren eine andersgeartete sexuelle Aktivität bedingen. Das Gefühl der Lust wird weitgehend ersetzt durch das Gefühl des Schmerzes oder der Angst, und das Bewußtsein wirklicher Wollust oder Befriedigung kommt eigentlich nur selten zustande. Die Bewußtseinssphäre ist beherrscht von der Empfindung der Angst, die orgasmusverwandt selbst wieder als schuldhaft empfunden werden kann und vor der das Individuum erfahrungsgemäß einen Ausweg sucht in ein selbstquälerisches, zwangsneurotisches oder religiöses Zerebiell, oder in Zwangsarbeit oder soziales Unglück.

In dieser Weise kann die Libidospannung eines Individuums,

die infolge der Autoritäts- oder Über-Ichbindung nicht im genitalen Orgasmus abgeführt werden kann (was anscheinend eine weitgehende Unabhängigkeit der Psyche des Einzelwesens von der Masse bedingt) durch Angst, religiöses Zeremoniell und soziales Elend gebunden und befriedigt werden, welche letztere in gewissem Sinne Vorstufen auf dem Wege zum genitalen Orgasmus wären, ähnlich wie die Wehen Vorstufen der Geburtsfunktion sein können. Und wir kämen somit zur Notwendigkeit, eine anale oder gar orale Vorstufe des Orgasmus anzunehmen, entsprechend den verschiedenen Entwicklungsstufen unserer Libido.

Falls unsere Auffassung vom Parallelismus zwischen der Organisation von Massen- und Einzelpsyche richtig ist, so müßte die primitive Gesellschaftsordnung eine weitgehende Einschränkung der sexuellen Freiheiten und Glücksmöglichkeiten des Individuums bedingen, und dasselbe dazu zwingen, sich hauptsächlich in angst-, schreck- und schmerzbedingenden Vorstellungen oder Betätigungen auszuleben.

Was die primitiven Gesellschaftsorganisationen anbetrifft, so scheinen sie nach Lévy Bruhl dadurch charakterisiert, daß das Autoritätsbedürfnis des Individuums der primitiven Masse ein so großes ist, daß das Individuum als Einzelwesen außerhalb seiner Sippe wohl kaum existieren kann. Die Handlungen eines einer derartigen Masse angehörigen Individuums sind mehr durch religiöse oder soziale Motive bestimmt als durch Realitätsanpassung. Wir dürfen uns nun fragen: Entspricht nicht der Glaube an das überallherrschende magische „mana“ mit dem daraus sich ergebenden religiösen Zeremoniell und den damit zusammenhängenden komplizierten Verboten, Untersagungen, Verhängstigungen und Quälereien dem Bedürfnis der Libido der primitiven Masse, in derartigen Formen sich auszuwirken? Wir meinen die Formen, die eine weitgehende sadomasochistische Erotisation vermuten lassen mit dem Erfolge, daß die Einzelpsyche des Individuums dieser Masse in infantilen Einstellungen hängen bleiben muß — eine nur sehr geringe Unabhängigkeit von der Masse entwickeln kann und dazu verurteilt ist, mit den meisten individuellen Initiativen zu zerschellen? Inwieweit diese Situation eine bedeutende Hemmung der Geschlechtsfunktion des Primitiven bedingt mit weitgehender manifester Homosexualität bei Männern und Frauen und teilweiser Impotenz beim normalen Geschlechtsakt, bleibt ein näher zu untersuchendes Problem; wir glauben, daß es nur von psychoanalytisch geschulten Ethnologen richtig gelöst werden dürfte.

Aus den Arbeiten Lévy Bruhls geht klar hervor, wieweit diese Verhältnisse eine intellektuelle Hemmung der Einzelpsyche zur Folge haben, sich als Denkhemmung auswirken und wahrscheinlich auch als weitgehende affektive Hemmung im Sinne der Zärtlichkeit, der Freundschaftsfähigkeit oder um ein von Pichon und mir eingeführtes Wort zu gebrauchen, im Sinne der Oblativität.¹

Es ist leider im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, die sehr interessanten Ausführungen Lévy Bruhls über die primitive Psyche genügend zu Worte kommen zu lassen. Versuchen wir uns jedoch an Hand seines Werkes über die primitive Seele ein Bild über den affektiven Zustand einer der totemistischen Organisationsstufe angehörigen Gemeinschaft zu machen. Vom Wilden im Sinne der Vorstellungen unserer Kinder ist da keine Spur. Man hat von ihm den Eindruck eines verängstigten Wesens, das sich nicht direkt zu seinen elementarsten Bedürfnissen bekennen darf, und das sich ständig verfolgt fühlt vom „mana“ oder „imunu“. (Von Speiser durch „Lebenskraft“, von Neuhaus und den deutschen Missionären von Neu-Guinea durch „Seelenstoff“, von Kruyt durch „Zielstoff“, von Pechuel-Loesche am Loango durch „Potenz“ übersetzt). Die Übersetzung durch „Seelenstoff“ erlaubt es natürlich nicht zu erkennen, was „mana“ oder „imunu“ für den Primitive bedeutet. Lévy Bruhl weist auch deutlich auf die Schwierigkeit hin, dies klar zu machen und unterstreicht, daß es sich da nicht um etwas Konkretes, sondern hauptsächlich um etwas Emotionelles handelt. Die primitive Psyche vermag es nicht, eine Objektbeziehung in unserem Sinne aufzustellen. Sie ist durch die herrschende Mentalität zu einer weitgehenden Passivität verurteilt, und das Individuum kennt nicht das Bedürfnis, mit eigenen Meinungen, mit eigenen Besitzungen zu bestehen, denn dies stößt auf innere und äußere Verbote. . . Aus all diesen Gründen kann man den Erklärungsversuchen eines Primitive nur eine beschränkte Bedeutung beimessen, und man versteht seine Situation besser, wenn man sie vom emotionellen, d. h. vom Libidoproblem ausgehend erklärt. Lévy Bruhl gibt deshalb folgende, unserer Meinung nach sehr gut gedachte Definition: „Alles, was der Primitive fürchtet, aus der Angst heraus, es könnte ihm weh tun, alles was ihn seiner Fremdheit wegen erschreckt, — alles was er umschmeichelt, um beschützt und bevorzugt zu werden, — alles an was er mit Liebe hängt, — das ist für ihn „imunu“.“ Und weiterhin:

1) Siehe Codet und Laforgue: La Schizonoia. — Evolution psychiatrique.

„Sie (die primitive Psyche) versucht vor allem in den Dingen, die ihre Aufmerksamkeit auf sich lenken, das Vorhandensein, die Intensität, die günstigen oder ungünstigen Geneigtheiten dieser „mana“ oder „imunu“ zu erkennen, denn: man muß den Gefahren vorbeugen, durch die man sich ständig bedroht fühlt (durch das „mana“), und diese Angst regelt das Verhalten des Primitiven den Wesen und Dingen gegenüber.“ Weiterhin sagt Lévy Bruhl: „Aber diese ständige Angstvorstellung, die alles andere überwiegt, treibt den Primitiven nicht zur Erkenntnis durch Wissen in unserem Sinne.“ Er besitzt ein geringes Wissen, aber es genügt ihm, es so wie es ist zu überliefern . . . er versucht vor allen Dingen durch magische Kräfte sich das „imunu“ dienstbar zu machen, denn vom „imunu“ hängt ab „der Erfolg der Jagd, der Fischerei, der Pflanzenkultur und im Allgemeinen alles, was der Primitive unternimmt. Er muß versuchen, dem „imunu“ deshalb seinen Willen zu beugen und es sich günstig zu stimmen.“

Über die Art und Weise, wie das geschieht, gibt uns Lévy Bruhl eine ausführliche Beschreibung, indem er Beispiele aus dem Buche Gutmanns über die „Bienenzucht bei den Dschaggas“ wählt. Er gibt zuerst die Schilderung komplizierter Beschwörungen, an alle Dinge gerichtet, die zur Verfertigung von Bienenhäusern dienen: Die Axt, der Baum etc. . . Was letzteren anbetrifft, so ist das Zeremoniell ganz besonders symbolisch und dürfte jedem Psychoanalytiker in seiner Bedeutung klar sein: „Der Häuptling der Gruppe (die den Baum fällt) legt die Axt an den Stamm und sagt viermal, indem er sie erhebt: „Msedi, Du, der Du so groß bist . . . es ist das Elend, das uns herführt, ich habe Kinder notwendig, Ziegen, Rinder . . . Du Msedi, Du hast Glück, hilf mir Bienen zu finden“ usw. . . Der Baum wird so eine Verwandte, eine Schwester des Eigentümers. Alles, was man tut, um ihn zu fällen (zu töten), wird getan unter dem Deckmantel der Heiratszeremonie. Der Eigentümer klagt: „Mein Kind, Du verläßt mich, denn ich gebe Dich einem Manne, der Dich heiraten will. . . Glaube nicht, daß ich Dich zu dieser Heirat zwingen, aber Du bist nun erwachsen . . . mein Kind, daß sich nun alles glücklich für Dich gestalte usw.“ Und weiterhin sagt der Häuptling der Gruppe der Fäller zum Baume: „Oh Kind eines Mannes, den du verlassen willst, wir fällen dich nicht, wir heiraten dich und nicht gewaltsam, sondern mit Zärtlichkeit und Güte usw. . .“ Und während der Baum gefällt wird, kommt wie zufällig der Besitzer (der nicht am Fällen teilnehmen darf)

und scheint durch den Anblick des gefällten Baumes ganz niedergeschlagen; er klagt, wie wenn ein Unglück geschehen wäre, das er nicht mehr verhindern konnte, weil der Zufall ihn zu spät an die Unglücksstelle führte. — „Diese und ähnliche Worte“, sagt Lévy Bruhl, „sollen dem Rachegefühl des Baumes vorbeugen.“ Folgt ein ähnliches Zeremoniell bei der Befestigung des verfertigten Bienenhauses in einem Baume, jedesmal, wenn aus dem Bienenhause Honig geholt wird, um den „Geist der Bienen“ nicht zu verstimmen und ihn sich günstig zu machen, vor dem Essen des Honigs usw.

In all diesen Verhältnissen erkennt der Psychoanalytiker ziemlich deutlich eine sehr charakteristische Situation: Ich meine die sadomasochistische Einstellung des Kindes dem Vater gegenüber, die anale Stufe der Libidoorganisation, die eine weitgehende psychische Homosexualität der Libido des Individuums bedingt mit dem Bedürfnis, dieselbe durch „Geschlagenwerden“, „Besessenwerden“ abzuführen. Dann die Kastrationsangst, welche die Libido in diesen Stadien festhält.

Wie erkennen wir nun im religiösen Zeremoniell und in den sozialen Einrichtungen dieser Primitiven die Schlagephantasien unserer Neurotiker, die in einem ähnlichen affektiven Verhältnis zum Vater stehen und ihre daraus sich wie beim Primitiven ergebenden Schuldgefühle abführen müssen „dadurch, daß sie sich mit dem Vater wie der Dschagga mit seinem Baume „verheiraten“? Der Baum ist natürlich, trotzdem er der Zensur wegen als Schwester gekennzeichnet ist, ein männliches Wesen und symbolisiert überhaupt „mana“ oder „imunu“. Wir haben es infolgedessen bei dieser Gelegenheit nur mit einer Illustration der affektiven Beziehungen des Primitiven mit „mana“ im Allgemeinen zu tun, was natürlich erklärt, warum bei jeder, auch der geringsten aktiven oder aggressiven Handlung des Primitiven dasselbe Zeremoniell zur Abführung des Schuldbewußtseins mit seinen oft langwierigen, quälerischen Einzelheiten und Bußen einsetzt. Handelt es sich um Essen, Denken, Fühlungnahme mit dem Häuptling der Gruppe, um Jagd, Kampf — überall ist die primitive Aggression verdrängt und kann nur rationalisiert und gehemmt zum Ausdruck kommen.

Die Exkreme sind allmächtig und dieser Allmächtigkeit wegen gefährlich. Man verbirgt sie oder benützt sie zu magischen Zwecken.

Dem Primitiven dieser Organisationsstufe wird im Allgemeinen sein Weib angewiesen, er wählt es nicht selber, ebenso seine Freunde. Die Freundschaft mit einem Mitglied einer anderen Sippe ist zwar möglich, solange die eigene Sippe keinen Einspruch erhebt, aber falls dies ge-

schiebt oder falls gar der Kriegszustand zwischen eigener Sippe und Sippe des Freundes herrscht, so wird der beste Freund stets wie ein Todfeind behandelt. (Siehe Lévy Bruhl.)

Wir können hier natürlich nicht auf die komplizierten Inzestverbote und Tabus eingehen, die eine freie natürliche sexuelle Entfaltung einfach unmöglich machen und für diese affektive Situation ebenso charakteristisch sind wie die Kastrationsangst und die Sexualhemmung unserer Neurotiker. Es mag genügen hier anzuführen, daß manchmal sogar die Existenz der Rasse, wie es beim Australneger der Fall zu sein scheint, durch derartige Verbote in Frage gestellt werden kann — ebenso wie durch die Kriege, die infolge rein psychischer Momente bis zur Vernichtung eines Stammes führen können. Nicht etwa, daß der Sieger so sehr an dieser Vernichtung festhalten würde, nein, der Besiegte fühlt sich gezwungen, den Kampf solange fortzusetzen, entweder bis er dem Sieger dieselben Verluste zugefügt hat wie die eigenen, oder aber bis er vom Sieger ein Sühnegeld für diejenigen Erschlagenen erhält, die er, der besiegte Stamm, über die Zahl der erschlagenen Sieger hinaus gehabt hat. Dies bedeutet unserer Meinung nach, daß so das vorher bestehende Gleichgewicht zwischen den beiden sich bekämpfenden Stämmen wiederhergestellt wird und daß infolgedessen niemandem die Verantwortung zufallen kann, dieses „ewige“ Gleichgewicht gestört zu haben. Wir sehen da, wie groß das Schuldbewußtsein der dieser Mentalität angehörenden Individuen zu sein scheint, falls sie irgendwie die Urheber einer Änderung des bestehenden Gleichgewichts sein könnten. Wir haben ähnliche Situationen bei Melancholikern beobachtet, bei denen das Schuldgefühl durch den Willen zur Heilung, d. h. zur Änderung des bestehenden Gleichgewichts so groß war, daß sie lieber den Tod erdulden wollten, als die zur Heilung notwendigen Änderungen des Bestehenden herbeiführen zu helfen.

Es ist überhaupt interessant zu versuchen, diese Reaktion aus der Kastrationsangst abzuleiten. Und die Glaubensvorstellungen der totemistischen Gesellschaftsorganisation liefern uns da eine Menge von Material für diesen Versuch. Da in der primitiven Mentalität ein Unterschied zwischen Ich und Außenwelt kaum gemacht wird, so gehört die Außenwelt affektiv ebenso zur Person, wie die Person zur Außenwelt. Mit anderen Worten: Alles ist mehr oder weniger „*imunu*“. Tiere, Pflanzen und Steine oder Mineralien sind ebensowohl menschlich wie die Menschen. Man betrachtet sie als ebenso in Sippen geordnet und nicht nur räumlich zusammengehörig,

sondern auch zeitlich mit allen ihren Vorfahren. Die kleinste Vernichtung, auch nur eines Steines, bedeutet infolgedessen eine Kastrationsbedrohung des „*imunu*“, d. h. des Vaters und auch gewissermaßen seiner selbst, insofern man selber eine Verkörperung von „*imunu*“ darstellt. Der Wille, an der Umwelt etwas zu ändern, wird infolgedessen ein Verbrechen und kann nur zum Ausdruck kommen, falls er rationalisiert ist durch religiöses Zeremoniell. So wird das Schuldbewußtsein gemindert dadurch, daß eine Handlung, auch die kleinste, nicht im Namen des Individuums ausgeführt wird, sondern im Namen der durch „*imunu*“ gesetzten Notwendigkeiten. Man wird deshalb verstehen, daß selbst gefährliche Tiere vom Primitiven mit derselben religiösen Achtung behandelt werden können, wie „*imunu*“, und daß eigentlich der Urahn ebensogut Tier, Pflanze oder auch Stein sein könnte wie Mensch (Totem).

Das scheint zur Folge zu haben, daß das religiöse Zeremoniell alle Handlungen des Primitiven absorbiert, und daß derselbe, psychoanalytisch gesprochen, nur mit dem Penis des *imunu*, d. h. des Seelenstoffes oder des Allvaters koitieren, d. h. aktiv sein kann, vorausgesetzt, daß er sich ständig vom Vater koitieren läßt, um diesen Penis stets in sich zu haben.

Die Beobachtungen Róheims über die Eingeborenen Australiens liefern uns da ein sehr typisches Material. Nach Róheim ist „*Dschurunga*“ eine hölzerne, den Penis darstellende Stange, die in speziellen Heiligtümern aufbewahrt wird und der die größte Verehrung gezollt wird. Sie symbolisiert den Penis des Urahnen, ein großes allmächtiges Organ. Jeder Mann der australischen Gruppe betrachtet es jedoch als eine Beleidigung, falls man sein Sexualorgan groß findet (um nicht mit dem Totem in Konkurrenz zu gelangen). Weiterhin haben diese Eingeborenen die Gewohnheit, mit einem Stückchen Holz ein kleines Loch in den Penis zu machen, diese Wunde zu unterhalten und von Zeit zu Zeit zu religiösen Zwecken Blut daraus zu entnehmen (Kastration). Dadurch wird der Eingeborene Weib und Mann zugleich; diese Wunde des Penis (immer nach Róheim) zeigt der männliche Eingeborene dem Knaben, der in die Tradition der Sippe feierlich eingeweiht wird, und sagt ihm: „Siehst Du, Du kannst uns lieben . . . (wie ein Weib) und alles was Du tust, wirst Du tun mit dem Penis der Väter.“

Somit versteht man, daß diese affektive Situation eine vollständige Unterordnung des Individuums unter das Bestehende oder unter den

Häuptling bedingt, der genau wie *imunu* absolut Herr über Leben und Tod der Mitglieder der Sippe zu sein scheint. Aber genau so wie *imunu* kann er verantwortlich gemacht werden für alles Gute oder Böse, das einem Mitgliede seiner Sippe widerfährt, ob mit oder ohne sein Zutun. Und wir begreifen nun, wenn Lévy Bruhl sagt, daß diese Primitiven als Einzelwesen kein Existenzgefühl haben und nicht richtig unterscheiden können zwischen ihrem Körper, ihrer Seele und den sie umgebenden Dingen, die sie mit den Menschen zusammen als ein zusammengehöriges Ganzes betrachten. Lévy Bruhl sagt wörtlich: „Aber es folgt aus dem zuvorgesagten nicht, daß er (der Primitive) sich selbst als Subjekt betrachtet, noch daß er Kenntnis von dieser Auffassung hat im Gegensatz zur Vorstellung der Objekte, welche nicht er selbst sind. Ihm diese Unterscheidung und Vergleiche zuzumuten, die er nicht kennt, würde bedeuten, in den Fehler zu verfallen, den William James „die Illusionen der Psychologen“ heißt. Es würde zu gleicher Zeit bedeuten, den kollektiven Charakter dieser Vorstellungen zu verkennen. In der vagen Auffassung, die der Primitive über sich selbst hat, spielen die Überlegungen des Individuums über seine Person, wie man weiß, eine nur ganz kleine Rolle.“

Wir dürfen infolgedessen annehmen, daß an diesem Punkte der Entwicklung der Gesellschaftsordnung das Individuum als Ich kaum in Betracht kommt. Es mag sich als „er“ fühlen oder nicht einmal das. Die Neurotiker dieser Entwicklungsstufe haben immer das Bedürfnis, immateriell zu sein, keinen Raum einzunehmen. Zu einer persönlichen Lust, zu einem persönlichen Urteil, zu allem, wo das Ich agierend auftritt, sind sie unfähig. Wir fragen uns, inwieweit dies nicht beim Primitiven in ähnlicher Weise der Fall ist, was bedeuten würde, daß Lust nur gemeinsam mit den übrigen Stammesgenossen erreicht werden kann, aber nie vom Individuum allein. Dies würde erklären, weshalb die Familie ganz anders organisiert ist, weshalb ursprünglich die Frauen des Stammes wahrscheinlich allen Männern gehörten, mit Ausnahme der Brüder und Väter (Inzestverbot), die Kinder ebenfalls — so wie es virtuell auch heute noch wenigstens dem Sprachgebrauche nach der Fall ist, wenn auch nicht mehr in Wirklichkeit. Mit anderen Worten: In der Sprache der Primitiven dieser Gesellschaftsordnung ist die Frau (oder die Frauen) eines anderen Mitglieds der Sippe auch seine Frau, und er wird der virtuelle Vater ihrer Kinder, ausgenommen er sei ihr Bruder oder Vater. Mit dem Gelde stehen die Verhältnisse ähnlich. Es herrscht ein mehr oder weniger absoluter Kommunismus, und dieser Kommunismus ist

nicht das Ergebnis einer Theorie; er entspricht einem affektiven Bedürfnisse, Unterschiede — (auch sexuelle?) zu verleugnen.

Monteil sagt über dieses Bedürfnis folgendes: „Das (primitive) Individuum, welches es auch sei und welche Stellung es auch bekleiden mag, existiert nur als Mitglied der Gemeinschaft. Es ist die letztere, welche existiert und lebt; das Individuum existiert und lebt nur durch sie hindurch und größtenteils für sie. In Belgisch-Kongo scheint jeder freie gleichaltrige Zande dieselbe Summe von Kenntnissen zu haben wie seine Brüder, ihre Antworten sind stets identisch, ihre Psychologie parallel. Aus diesen Gründen haben wir es mit einer außerordentlich stabilen, konservativen sozialen Psychologie zu tun. Die Gesellschaftsordnung erscheint ihnen wie ein unveränderlicher Wert. Auch wird jeder Revolutionär, jeder Mann, der sich durch seine individuellen Erfahrungen von der Gedankenwelt der Gemeinschaft differenziert, unbarmherzig vernichtet. Sasa hat so einen der eigenen Söhne hinrichten lassen, weil er ein althergebrachtes Gesetz ändern wollte. Der Zande, der mit uns (den Europäern) in Kontakt war, und der so eine verschiedene Mentalität entwickelt hat, findet in seiner sozialen Gruppe keinen Platz mehr. Was im Allgemeinen in den Antworten der Unzivilisierten bezüglich ihrer Rechte und Gebräuche auffällt, ist die geringe Bedeutung der eigenen Meinung im Vergleich mit der der Gruppe. Man macht etwas nicht, weil „ich“ will, sondern weil „man“ oder „es“ oder „wir“ will oder wollen. Mehr als beim Okzidental (Neger), dessen Individualisation oft die tiefe Anteilnahme am Gemeinschaftsleben maskiert, fühlt man hier, wie außerordentlich sozial das Leben der Zanden organisiert ist. Das ganze Ritual, die ganzen gegenseitigen Beziehungen der Zanden haben zum Zwecke, das Individuum der Allgemeinheit ganz unterzuordnen.“

Wir glauben, daß diese Beispiele genügen um zu zeigen, wie bei dieser primitiven Mentalität das Individuum zur Gemeinschaft sich ähnlich verhält wie gewisse unserer Neurotiker ihrem Über-Ich gegenüber. Und wir dürfen ruhig fragen, ob die Organisation dieses sozialen Über-Ichs bei diesen Primitiven nicht oft mehr auf oraler und analer, denn genitaler Stufe steht. Es paßt ganz gut dazu, wie Róheim ausführt, daß die Krankheit vom Primitiven affektiv wie eine Schwangerschaft behandelt wird, ob sie nun bei einem Manne oder Weibe auftritt. Der Kranke ist von einem bösen Geist koiert worden, und der Zauberer, der ihn heilt, indem er so tut, als würde er einen Stein aus dem Körper herausnehmen, wird als der Stär-

kere im Besitze des Penis von *imunu* betrachtet, und seine Heilungsversuche bedeuten wiederum den Kranken koitieren, um den bösen Geist, der ihn koitiert und krank gemacht hat, aus ihm auszutreiben.

Es ist jedoch nicht der Zweck unserer Arbeit zu zeigen, welche Beziehungen zwischen Neurose und primitiven Organisationsstufen der Zivilisation bestehen. Wir verdanken Freud schon längst die notwendige Klarheit über diese Situation.

Wir möchten nur hervorheben, daß diese Verhältnisse nicht ohne einen tiefgreifenden Einfluß auf das Geschlechtsleben und auf die Organisation der Sensibilität der Primitiven sind. Unserer Vermutung nach wird vielleicht das, was wir Orgasmus nennen, nur unter ganz besonderen Bedingungen, wie Massentänze und Ekstasen, Koitus als religiöses Zeremoniell, erreicht; weiterhin glauben wir, daß außerhalb dieser Bedingungen der normale Geschlechtsakt mit einem Weibe nur sehr schwer zustande kommen kann, ebenso gut aus äußeren wie aus inneren Hemmungen heraus.

Wir haben versucht, aus den Erfahrungen Malinovskis bei den melanesischen Rassen genauere Kenntnisse über diese Seite des Problems zu erhalten, kamen aber zum Eindruck, daß die Trobriander, die Malinovski hauptsächlich studiert hat, zum großen Teile affektiv nicht mehr der primitiven totemistischen Gesellschaftsorganisation angehören, die uns hier interessiert.

Weiterhin haben wir uns gefragt, in welchem Maße das religiöse Zeremoniell, die strenge sadomasochistische Gesellschaftsorganisation nicht hauptsächlich der Erreichung der Vorstufen des Orgasmus dienen, mit dem Erfolge, daß die frei verfügbare Libido mit diesen Betätigungen größtenteils gesättigt wird. Diese Vorstufe des Orgasmus wäre, wie wir schon ausgeführt haben, erotisierte Angst, erotisierte Schmerz, erotisierte Krankheit und erotisierte Destruktionstrieb, entsprechend der homosexuellen sadomasochistischen Einstellung der Libido des *imunu*, dem Stamme, dem Urahn, dem Vater gegenüber.

Dieser Organisationsstufe würde eine ganz eigene, sehr niedrige Organisation des Wissenstriebes entsprechen, der, ebenso wie die sexuelle Libido, nicht so sehr normaler Befriedigung in unserem Sinne, als den Vorstufen derselben zugeführt wird. Für diese wäre charakteristisch, daß die Initiative zur Erkenntnis nicht vom einzelnen Individuum ausgehen darf, das unfähig ist, seinen Sadismus so zu sublimieren, sondern nur von der Gruppe oder dem Medizinmann, der sich jedoch gewöhn-

lich darauf beschränkt, die schon vorhandenen Kenntnisse zu erwerben, zu erhalten und sie so, wie sie sind, zu überliefern.

Wir würden es also hier mit einer affektiven Organisationsstufe zu tun haben, für die gewisse Entwicklungsstufen des Kindes in unserem Milieu charakteristisch sind, und die dadurch gekennzeichnet werden, daß das Ich des Individuums — außerordentlich schwach entwickelt — um dem Minderwertigkeitsgefühl zu entgehen, sich die Allmacht der Eltern dienstbar machen muß durch Magie oder Liebe auf oral-analer Stufe. Ebenso scheint der Primitive mit *imunu* oder dem Toten, und der Australneger mit *dschurunga* zu handeln.

Von dieser sozialen Entwicklungsstufe ab, bis zu unseren europäischen Zivilisationen und über sie hinweg, gäbe es eine Reihe von Zwischenstufen, von denen wir annehmen, daß sie sich nach denselben Gesetzen entwickeln wie die Entwicklung des Ichs und des Orgasmus, nämlich aus den infantilen sadomasochistischen Einstellungen der Libido heraus.

Die Entfaltung der Zivilisation, die parallel läuft mit der Entfaltung des Wissens, wäre also bedingt durch die Entwicklung des Ichs und des Orgasmus, und zwar so, daß allen Vorstufen des Orgasmus von der Angst zum Schmerz bis zur Lust immer eine entsprechende soziale Organisationsstufe der Gemeinschaft und eine entsprechende intellektuelle Organisation des Individuums, eine entsprechende seiner Wissenschaft und seines Ichs zukommen würden. Die Wissenschaft wäre von diesem Standpunkte aus betrachtet gar nicht das Resultat zufälliger Entdeckungen, sondern eine Funktion der Sensibilität. Je nach dem Grade der Entfaltung dieser Sensibilität würden die verschiedenen latenten Erkenntnisse zu konkret fühlbaren werden.

So würde es sich erklären, daß das, was wir wissenschaftlichen Fortschritt nennen, nicht so sehr der Erfolg des Willens eines Individuums wäre, sondern dem Bedürfnis der Masse entsprechen würde, die je nach dem Grade ihrer Entwicklung für diese oder jene Erkenntnisse reif und sensibilisiert sein würde: Jeder Entdeckung entspräche also eine Zwischenstufe in der Entwicklung des Orgasmus, ein oft in affektiver Siedehitze neu erworbener Grad der Sensibilität.

Es bliebe nun zu erforschen, welches im Einzelnen die Zwischenstufen der Entwicklung des Orgasmus wären, von seiner primitiven Organisationsstufe an bis zur höchstentwickelten, und in welche Punkte dieser Entwicklungslinie wir die verschiedenen Zivilisationen oder Volksmentalitäten einordnen können, ebenso die entsprechenden re-

ligiösen Vorstellungen, wie die verschiedenen Erkenntnismöglichkeiten von den magischen, prälogischen Weltanschauungen an, hinweg über jene der monotheistischen Religionen zu unserer modernen Wissenschaft. Eine entsprechende Parallele wäre aufzudecken in der Entwicklung der Familie von der totemistischen Stufe an über die Vielweiberei hinweg, weiterhin über die Monogamie bis zu unseren heutigen Familienorganisationen.

Wir erwarten zur Zeit noch nicht, daß dieses Problem zur Zufriedenheit gelöst werden kann; wir glauben jedoch, daß wir schon den Versuch wagen können, unsere Zivilisation von diesem Standpunkte aus zu verstehen, um so ein Bild über den Grad ihrer Entwicklung und über ihre Zukunftsmöglichkeiten, je nach dem Volksmilieu um das es sich handelt, zu gewinnen. Wir können natürlich nicht erwarten, schon jetzt die Gesetzmäßigkeiten dieser Entwicklung, denen wir unterliegen, klar aufzudecken, aber wir zweifeln nicht daran, daß derartige Gesetzmäßigkeiten bestehen und daß, wenn sie einmal erkannt, wir gewaffnet sein werden, um den Notwendigkeiten dieser Entwicklung bei den Völkern ebenso gut wie beim Einzelindividuum gerecht zu werden.

Was nun unsere westeuropäische Kultur anbetrifft, so müssen wir uns hüten, sie als etwas Gegebenes, Heiliges, Unveränderliches und Feststehendes zu betrachten, so wie es der Teil unserer Psyche, der die Traditionen des Primitiven in uns fortsetzt, von uns fordert. Wir haben eine Menge Vergleichspunkte, die uns über die Entwicklungslinie unserer Kultur unserer Ansicht nach Aufschluß geben. Diese Vergleichspunkte müssen wir natürlich sorgfältig im Auge behalten, um uns nicht in einer Unmenge von Einzelheiten zu verlieren.

Die Psychoanalyse hat uns die Tendenz des Individuums kennen gelehrt, auf jede Weiterentwicklung und Differenzierung seiner affektiven Fähigkeit nach dem Genitalen hin mit Angst, schwerem Schuldgefühl und starkem Strafbedürfnis zu reagieren. Dieses Schuldgefühl, einhergehend mit Kastrationsangst, letztere mehr oder weniger erotisiert, scheint biologisch bedingt zu sein. Es scheint uns auch durch die Entwicklung der Völker ebenso gut ausgelöst zu werden, wie durch die Entwicklung des Einzelindividuum. Wir haben gesehen, wie sich diese Situation beim Primitiven in seiner sozialen Organisation auswirkt und haben ausgeführt, daß beim Zande z. B. die Hemmungs- und Strafmechanismen des religiösen Zeremoniells und der sozialen Organisation

weitgehend erotisiert sein dürfen. Was unsere Zivilisation anbetrifft, so steht sie, wie wir glauben, hinsichtlich des Schuldgefühls, unter demselben Gesetz wie die primitive Gesellschaftsorganisation.

Im Gegensatz zur primitiven, ist sie jedoch durch ein rasches Fortschreiten oder zum mindesten Verändern charakterisiert, was eine Anhäufung des Schuldgefühls determinieren mag mit periodisch auftretenden Entladungen desselben. Für das Fortschreiten, das Verändern ist die Entwicklung, wie sie z. B. seit der Renaissance in Europa vor sich gegangen ist, typisch genug, um sie als für unsere Zivilisationsentwicklung charakteristisch hervorzuheben: Nämlich die Loslösung vom homosexuellen analen Vater und der Gotteskultur des primitiven Mittelalters mit seinem Caesaropapismus, und der an seine Stelle getretene soziale Etatismus. Wir meinen den Fortschritt von der scholastischen Auffassung des Gegebenen zur wissenschaftlichen einerseits, die Reformation, die Entwicklung zur Demokratie über die aufgeklärte absolute Monarchie hinweg andererseits und damit einhergehend die heute aktuell gewordene Umwälzung der religiösen Vorstellungen der westeuropäischen Völker; all dies kennzeichnend für die stark wirkenden genitalen Befreiungstendenzen der früher in der analen Mentalität der Feudalität fixierten Individuen der westeuropäischen Masse. Und neben dieser großen, für alle europäischen Völker charakteristischen Entwicklung sehen wir den Wellengang der Entwicklung einzelner Völker, von denen wir hervorheben wollen: Das Italien Leonardo da Vincis, das Deutschland Luthers und Karls V., das Spanien der Habsburger, das Frankreich Ludwig XIV., und späterhin Napoleons, das Deutschland Wilhelm II., das England des Imperiums, — all diese Einzelentwicklungen ein Teil der Gesamtentwicklung, wie einzelne Wogen einen Teil der Gezeitenströmung bilden. Und innerhalb dieser für die einzelnen Völker charakteristischen Entwicklung äußert sich das Auf und Ab der Entwicklung der Klassen, Kasten und Stände, die für sich allein das für die Gesamtentwicklung Charakteristische wiederholen, nämlich: das Aufsteigen mit wachsendem Schuldgefühl einhergehend, das Vorwärtsschreiten neue Eroberungen und Erfolge bedingend — der Zusammenbruch, hervorgerufen durch das vom Schuldbewußtsein ausgelöste Strafbedürfnis — aber ein Zusammenbruch, der bis jetzt eigentlich nie bis zur Vernichtung gegangen ist, sondern meistens nur einen gewissen Stillstand hervorruft, eine Hemmung, die es jedoch bisher anscheinend nicht vermochte, den allgemeinen Aufstieg, die Flut unserer Zivili-

sation zum Genitalen, d. h. zur Oberherrschaft des Ichs, des Orgasmus und der Wissenschaft hin aufzuhalten.

Was den Orgasmus anbetrifft, so scheint uns die Entwicklung der weiblichen Psyche im Rahmen unseres Kulturkreises ganz besonders charakteristisch. Es ist nicht unmöglich zu erkennen, daß die Frau sich erst in den letzten Jahren das Recht zum Orgasmus und damit zur Freiheit erkämpft und infolgedessen eine gewaltige affektive Entwicklung in ganz kurzer Zeit durchzumachen hat, die vom Typus der frigiden, bürgerlichen Frau der 70er Jahre, der alten bigotten Mamsell, der bleichen weltfremden Nonne nicht mehr viel bestehen lassen will. Und mit dieser Entwicklung einhergehend, leeren sich die Klöster und Kirchen, und alles, was das Individuum „in den Staub“ niedergedrückt hat, sowohl in religiöser wie sozialer Hinsicht, sieht sich in seinem Existenzrechte bedroht. Die Literatur, für die noch vor verhältnismäßig wenigen Jahren das Zensurverbot bestand, der Gedanke der Gesamtheit, dessen Ausdrucksform sie ist, wird frei und freier, das sexuelle Problem wird besonders mit dem wachsenden Einfluß der Psychoanalyse objektiver, d. h. ich- und realitätsgerechter behandelt, und überall drängen neue Erkenntnisse zu neuen Umwälzungen im staatlichen Leben, wie in dem des Einzelnen.

Nach dem, was wir nun von dieser Entwicklung wissen, dürfen wir nun nicht erstaunt sein, daß das mehr und mehr dadurch erzeugte Schuldgefühl zu immer stärkeren Reaktionen gegen diese Entwicklung treiben mag, Reaktionen, für die der Reformationskrieg in Deutschland, die Revolution für die Zeit nach Ludwig XIV. oder die Koalitionskriege gegen Napoleon, wie auch der Weltkrieg gegen Wilhelm II. charakteristisch sein mögen. Inwieweit die kommunistische Staatsorganisation eine derartige Reaktion darstellt, bleibt natürlich noch dahingestellt. Es würde uns jedoch nicht wundern, falls wir finden würden, daß sie in weitgehendem Maße im Dienste des Strafbedürfnisses steht und infolgedessen eine Reaktion bedeutet, wo unter Form von Diktatur, einer Klasse oder eines Einzelnen, ein primitiveres Gleichgewicht wiederhergestellt wird, das die nach sadomasochistischer Befriedigung ringende freigewordene Libido, der keine Klöster, Kirchen, Päpste, Zensuren, Unteroffiziere und absolute Regierungen mehr zur Verfügung stehen, einer neuen Befriedigungsmöglichkeit zuführt. Dies würde ein Stillstehen in der individuellen Entwicklung bedingen, das schon Erreichte müßte von der Gemeinschaft assimiliert und blutig erkaufte werden, bevor die Entwicklung sich auf

neuer Basis wiederum aufschwingen kann zu weiterer Differenzierung. Diese Reaktion ist wahrscheinlich umso brutaler, als der Fortschritt brutal und unerwartet war — umso intensiver, je rascher eine Volksmentalität in ihrer Entwicklung fortschreitet, um den Rückstand einzuholen. Was den letzteren anbetrifft, so gibt es ja in der Entwicklung der der westeuropäischen Zivilisation angehörigen Völker noch große Unterschiede. Um auf diese Unterschiede eingehen zu können, möchten wir vorerst einige Beobachtungen anführen, die wir auf verschiedenen Reisen durch Zentraleuropa zu machen Gelegenheit hatten.

Wir sind damit am heikelsten Punkte unserer Arbeit angelangt, an dem nämlich, wo wir die allgemeinen großen Gesichtspunkte verlassen und uns mit der Entwicklungsstufe der verschiedenen europäischen Völker beschäftigen wollen. Aber es ist ja gerade der Zweck unserer Arbeit zu versuchen, den Grad dieser verschiedenen Entwicklungsstufen objektiv zu werten und so der wissenschaftlichen Erkenntnis, Diskussions- und Beeinflussungsmöglichkeit zugänglich zu machen. Falls unsere Arbeit überhaupt einen anderen als theoretischen Wert haben soll, so dürfen wir uns nicht von den Schwierigkeiten des Problems und unseren Unvollkommenheiten zurückhalten lassen.

Natürlich wollen wir unsere Beobachtungen auf einige typische Beispiele beschränken und uns hauptsächlich darauf einstellen zu zeigen, wie wir vorgegangen sind, um unserem Problem nahe zu kommen.

Nehmen wir z. B. Deutschland und Frankreich, die wir am besten kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Jedermann, der diese Länder z. Zt. mit dem Auto durchquert, ist betroffen von der Verschiedenheit zwischen beiden, was den äußeren Anblick der Länder, die Straßenorganisation, die Polizeiverordnungen usw. anbetrifft.

Eine ganze Reihe von ungeahnten und tiefgehenden Unterschieden in der Struktur der beiden Länder drängen sich einem da auf. Auf der einen Seite in Frankreich gerade Straßen, die ohne Rücksicht auf individuelle Interessen nur einem Ziel dienen: dem, die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten herzustellen. Auf der anderen Seite, besonders in Süddeutschland, nicht so sehr in dem mehr militärisch disziplinierten Preußen, krumme Straßen, die jedem Dorfe, jedem zu schonenden Landstück Rechnung tragen wollen und den Fahrer, Reiter und Fußgänger zu großen Umwegen zwingen, obwohl dies gar nicht durch die Topographie des Landes bedingt ist.

Obwohl die Straßenteerung, d. h. der Zustand der Straßen in beiden Ländern ziemlich der gleiche ist, so braucht man annähernd die dop-

pelte Zeit, um in Deutschland eine Strecke zurückzulegen als in Frankreich. Daß dies wirklich auf eine psychologisch erklärbare Tatsache zurückzuführen ist, ergibt sich auch daraus, daß bei der Eisenbahn ähnliche Verhältnisse bestehen. Man braucht nur den Fahrplan in die Hand zu nehmen und man kann feststellen, daß das Geschwindigkeits- und Zentralisationsbedürfnis in beiden Ländern ein verschiedenes ist.

Und nun die Polizeiverordnungen. Auf der einen Seite in Deutschland ein ganzes Netz von Verordnungen, von Tafeln mit 3, 4, 5 roten oder schwarzen Punkten. Auf der französischen Seite alle Polizeiverordnungen so diskret wie möglich.

Und nun die Straßenarbeitsorganisation! Auf der deutschen Seite zwangsneurotisch, gründlich, aber mit soviel Umleitungen und Hemmungen, daß man sich manchmal besorgt zu fragen beginnt, ob die Straßenreparatur für die verantwortlichen Leiter des Bauamtes nicht vielleicht zum Vorwand wird, um im Namen der Ordnungsliebe ihre Mitbürger etwas zu quälen, ebenso wie es mit manchen Polizeiverordnungen der Fall zu sein scheint. Und weiterhin fragt man sich, wieso es kommt, daß die Mitbürger sich dies gefallen lassen.

Kurzum, wir kamen durch unsere Autotouren in Deutschland und Frankreich zum Eindruck, daß in Deutschland ein ganz anderes Ordnungsbedürfnis als in Frankreich besteht, daß jedoch die Ordnungsmaßnahmen in Deutschland z. B. nicht immer der Ordnung zu dienen scheinen, sondern dem psychischen Bedürfnis der Bewohner, mit Ordnung und Verordnungen gesättigt, befriedigt zu werden.

Und das setzt nun die Frage ein: Bis zu welchem Grade ist nun überhaupt das Ordnungs- und Verordnungsbedürfnis erotisiert? Mit anderen Worten: Bis zu welchem Grade dienen nicht die Paragraphen und Ordnungsmaßnahmen anderen Bedürfnissen als dem eingestandenem: Nämlich verordnen um zu quälen und zu verängstigen auf der einen Seite, gequält und verängstigt zu werden, im Gefühle der Ordnung zu dienen auf der anderen Seite? Bis zu welchem Grade wird Polizei und Autorität in einem Staate — gleich welchem — nicht in den Dienst der homosexuellen sadomasochistischen Libidobefriedigung gestellt, ebenso wie es mit religiösen Anschauungen und den Fürstenthronen geschehen kann?

Auch was Letztere anbetrifft, können wir nicht umhin, den großen Unterschied zwischen der französischen und deutschen Mentalität festzustellen.

Wir haben schon gesagt, daß wir hier nur einige typische Beispiele

anführen wollen, um unseren Gedankengang verständlich auseinanderzusetzen, und nicht in das Detail des Problems eingehen, denn dies würde uns zu weit führen. Wir müßten sonst die Geschichte eines Volkes von ganz anderen Gesichtspunkten aus als den üblichen ins Einzelne durchstudieren und als Hauptlinien dieser Geschichte nicht Schlachtendaten oder Daten von Geburt und Tod der Könige hervorheben, sondern die Daten der charakteristischen Veränderungen der Volksmentalität in sozialer und religiöser Hinsicht einerseits, die Daten der wichtigsten ökonomischen Eroberungen oder Verluste, der hauptsächlichsten wissenschaftlichen Entdeckungen und ihres Einflusses auf das Volksgelassen andererseits. Damit könnte man allerdings vielleicht dem Auf- und Abwogen des Schuldgefühls eine gewisse Kurve zuerkennen und weiterhin verstehen, welches Maß von Libido freigeworden ist für ästhetische Genüsse sowohl in sexueller wie in künstlerischer Beziehung und zu einer Verfeinerung und Differenzierung der Sensibilität und der Volkspsyche führt. Aber dies ist ein Problem für sich.

Um nun auf die Frage der Regierungsform zurückzukommen, so erscheint es uns fraglich, ob die Republik in Deutschland z. Zt. schon durch die inneren affektiven Verhältnisse bedingt ist und nicht eher von außen aufgezwungen wurde. Und wir glauben, daß man in Betracht ziehen darf, daß die Fürstenentschädigung sowie manche dem Strafbedürfnis dienende Reaktion des deutschen Volkes sich aus dem Bedürfnis heraus erklären, das durch die Entthronung der Fürsten erzeugte unerträgliche Schuldgefühl abzuführen durch Geldschuldtilgung und Strafe, die breite, fürstenliebende Schichten des deutschen Volkes sich dadurch zuziehen scheinen, daß sie sich, um das Schuldbewußtsein zu rationalisieren, in Gegensatz zu der heute herrschenden Staatsautorität stellen und soziales Elend provozieren.

Auch ökonomische Störungen und Krisen mögen aus dieser Disposition heraus sich erklären, denn man kann sich ja ganz gut vorstellen, wie die strafbedürftige Volkspsyche gerade zu den entgegengesetzten Maßnahmen treibt als den dem ökonomischen Interesse des Volkes dienenden.

Wie sich diese Verhältnisse auf die Organisation, auf Sprache und Sitte eines Volkes auswirken, von den primitiven Bindungen an den Totem an bis zu denen unserer modernen Masse an die Autorität, muß natürlich ebenfalls genauerem Studium überlassen bleiben.

Im Allgemeinen jedoch dürfen wir vermuten, daß bei starkem Autoritäts-

bedürfnis vielleicht ein großer Teil der frei verfügbaren Volkslibido durch staatliche oder militärische Organisationen, durch mehr oder weniger absolut und willkürlich regierende Verwaltungen, mehr oder weniger konstitutionelle Fürsten oder Diktatoren gebunden wird. Die Disziplin wird dann vielleicht ein Hauptziel der Libido, ein Ideal, das ein gutes Teil von Liebe absorbieren vermag.

Weiterhin würde ebenfalls der Kultus von Mensur, Schlägereien oder Messerstechereien einer derartigen Orientierung der Libido entsprechen, sowie auch der „frisch-fröhliche Krieg“ gegen die Eigenen oder — gegen Fremde, je nach dem Vorwand, den man immer leicht findet, falls das Bedürfnis nach Kriegszustand besteht. Dieser äußeren Massenorganisation würde andererseits eine verhältnismäßige Schwäche des Ichs der diese Masse bildenden Individuen entsprechen, mit einem dem äußeren Drucke proportionell einhergehenden Bedürfnis zur Zersplitterung, zur Isolierung, zum Lokalpatriotismus und zur Kleinstaaterei. Der äußeren, straffen Ordnung würde also auf der anderen Seite eine gewisse Anarchie entsprechen, der Schwäche des Ichs der einzelnen Individuen gemäß, mit dem Bedürfnis, sie durch äußere Macht und Disziplin zu kompensieren. Man könnte sich denken, daß diese Verhältnisse sich je nach dem Grade der Erotisation der Autoritätsbindung im Gedankengang und Satzbau einer Sprache ähnlich auswirken. Die Sprache wird ja, wie wir wissen, weitgehend durch den affektiven Zustand eines Individuums beeinflusst, was die schizophrenen Regressionen z. B. ganz charakteristisch demonstrieren. Doch auch hier müssen wir es Anderen überlassen, die Geschichte eines Volkes mit der Geschichte seiner Sprache in Parallele zu bringen.

Was das Liebesleben anbetrifft, so dürfte bei starker Autoritätsbindung das Individuelle und Erotische zurücktreten im Vergleich zu den reglementierten (sowohl gesetzlichen wie religiösen) Betätigungen des Geschlechtstriebes.

Auf der Stufe hoher Differenzierung, der des Erwachsenenalters einer Zivilisation, dürfte in weitgehendem Maße der durch die äußere Disziplin symbolisierte Vater durch das individuelle Über-Ich ersetzt worden sein. Dies nach einer langen, mühseligen Entwicklung, die dadurch charakterisiert ist, daß der äußere Vater, ebenso wie es im Laufe der Entwicklung des Einzelindividuums geschieht, durch den inneren ersetzt wird. Infolgedessen dürfte für europäische Verhältnisse die demokratische Staatsform eines Volkes diesem Entwicklungszustande vielleicht am besten gerecht werden mit einem Zurücktreten der offi-

ziellen Polizeigewalten, der Verbote, der Zensuren, der militärischen Paraden, letztere jedoch ersetzt durch ethische Bedürfnisse des Individuums, ebenso wie durch ästhetische und künstlerische. Die Libidobefriedigung wäre also nicht hauptsächlich durch äußere Reibung und Kampf erzielt, sondern durch „innere Vervollkommnung“, einhergehend mit Friedfertigkeit und weitgehender Hingebung an soziale und individuelle Liebesziele, unter welchen wir an Stelle von Gott Wissenschaft, an Stelle von Waffenkampf, Arbeit, Forschung und Wortgefecht, an Stelle von König oder Kaiser das Allgemeinwohl gesetzt finden, mit dem Bedürfnis, der Frau, ihrer großen affektiven Rolle gemäß, einen ähnlichen Einfluß im sozialen Leben zuzuweisen wie dem Manne. Das Geschlechtsleben wäre nicht so sehr durch äußere Verordnungen reglementiert wie durch das innere Bedürfnis des Wahren, Schönen und Guten, und in weitgehendem Maße würde beim Geschlechtsakte mitwirken das Weib nicht als Befriedigungsmittel allein, sondern auch als das Ethische in der Liebe.

Diese Stufe der Entwicklung dürfte vielleicht jedoch nur auf kurze Zeit festgehalten werden können, mag sie doch jenem Zustande der Frucht entsprechen, da letztere reif zum Fallen, reif zum Sterben wird.

Welchem hungrigen Wesen wird weiterhin eine derartige Frucht zur Stillung des Hungers dienen, welcher Pflanze zum Dünger? Das ist nun eine neue Frage, die auftaucht. Wo werden die Kerne dieser Frucht neu aufgehen, den gleichen Entwicklungsgang wiederbeginnehend, der die Zivilisationen durch Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch, riesigen Bäumen gleich, wachsen läßt bis der Zeitensturm sie fällt, während neue Früchte, neue Samen in neuen Wesen, neuen Herzen aufgehen? All dies sind Fragen, auf die wir keine bestimmte Antwort geben können, die jedoch zu fruchtbaren Forschungen Anlaß geben dürften.

Alexander hat darauf hingewiesen, wie durch die verschiedenen affektiven Prozesse, Gärungen und Revolutionen hindurch psychische Kräfte in Organisches umgewandelt zu werden scheinen. Mit anderen Worten: Auf der Wahlstatt der affektiven Reibungen, Kämpfe und Ekstasen blieben zurück ein Denkmal, eine Erinnerung oder eine organisch gewordene Fähigkeit, d. h. Materie oder Zelle, oder ein Reflex, der vielleicht in Erbmasse umgewandelt, auch in neugeborenen Formen weiterwirkt und so mit der Zeit eine totale Veränderung der Individuen der Rasse, welche es auch sei, bewirken mag. Dieser Prozeß wäre ähnlich wie das Zustandekommen einer Grammophonplatte, die jeder mann käuflich erwerben kann, und durch die hindurch das Maschine

gewordene Genie Beethovens seine Musik der jungen Generation überliefert und deren Psyche mitformen hilft, ohne daß derselbe gewaltige Aufwand an Libido, wie der zur Schöpfung des Meisterwerkes und zur Übersetzung desselben durch eine gut geformte Kapelle notwendige jedesmal aufgebracht werden müßte. So würde da ein ökonomisches Prinzip wirken, welches das durch Libido Materialisierte in irgend einer kondensierten Form kapitalisiert, für die Rasse verfügbar festhält, um der Libido zu erlauben, über den erreichten Brennpunkt der Sensibilität hinweg, gestützt auf das schon Erreichte und Materialisierte, zu neuen Eroberungen, neuen Fronten offensiv fortzuschreiten. Dies würde auch erklären, weshalb unsere Sensibilität nur für das in einer gewissen Ebene gegebene orgastisch empfänglich wäre, d. h. aufnahme- und entdeckungsfähig nur für das, was gerade dem jeweiligen Sensibilitätsgrad entspricht, gleich wie ein Lichtkegel, der über die Landschaft streift, nur das aufleuchten läßt, was gerade in sein Lichtfeld kommt, während alles, was vorher beleuchtet war, sich langsam wieder verdunkelt und nur als Gesehenes, als Vergangenes in unserer Erinnerung verblaßt weiterlebt. Dies würde auch erklären, warum zu gleicher Zeit oder ungefähr gleichzeitig von verschiedenen Menschen die gleichen Entdeckungen gemacht werden, eben weil die Objekte dieser Entdeckungen ins Gesichtsfeld der dafür empfänglich gewordenen Massenlibido gekommen sind.

Nach dieser Abschweifung in das Gebiet der mehr spekulativen Betrachtungen möchten wir zum Schluß dieses Kapitels noch auf eine Frage hinweisen, die sich aus unseren Erörterungen über die Entwicklung der Zivilisation ergibt, nämlich folgende: Welches ist der Motor dieser Entwicklung — oder besser gesagt, welche Bedingungen begünstigen diese Entwicklung und welche können sie hemmen? Wir haben da eine Reihe von Anhaltspunkten, die uns erlauben, auf diese Frage näher einzugehen. Sie werden uns geliefert durch das Studium des Zerfalls der römischen Zivilisation, die bekannterweise einhergeht mit einem sehr merkwürdigen Phänomen: Ich meine den Zerfall des auf Goldwährung beruhenden römischen Kapitalismus.

Um die Bedingungen, die die Entwicklung einer Zivilisation begünstigen oder hemmen, genauer zu untersuchen, müßte man, meiner Ansicht nach, auf die psychologische Rolle des Kapitals oder des Goldes eingehen, was uns gewisse Anhaltspunkte geben mag, um die affektive Situation einer Gemeinschaft je nach ihrer kapitalwirtschaftlichen oder naturalwirtschaftlichen Organisation zu beurteilen.

Politischer Radikalismus

Von

Fritz Wittels

Alles menschliche Tun wird mindestens von zwei Determinanten beherrscht: von der Welt der Werte und der der Triebe. Die Sendung der Psychoanalyse war, die Welt der Triebe aufzugraben und zu zeigen, daß diese Welt in uns von jener anderen, objektiven Welt (daher gerne als außer uns bezeichnet) bis zu einem hohen Grade unabhängig ist. Wir konnten sehen, daß die elementare Triebwelt sich oft genug der Moral, der Begeisterung, allerlei Nützlichkeit und schlaue konstruierter Notwendigkeit, mit einem Worte: der Welt der Werte nur bedient wie eines Mantels oder wie der Heuchelei, von der ein geistreicher Mann gesagt hat, sie sei die Verbeugung, die das Laster vor der Tugend macht.

Als die jugendliche Psychoanalyse so weit gekommen war, übernahm sie sich — ich darf das sagen, weil ich selbst zu den Schuldigen gehöre — und denunzierte fast alles menschliche Tun, jedenfalls alles außerordentliche Tun als ursprünglich unabhängig von dem bewußten Sinn und Wert des Tuns. Wir gingen in der Tat so weit, daß wir auch die Welt der Werte für psychoanalytisch durchleuchtbar bis auf den Grund erklärten. *Peccavimus*. Der Wohltäter wurde als Sadist entlarvt, der aus Angst vor seiner ursprünglichen Bösartigkeit Gutes tut. Allerdings wurde auch der Bösewicht als Masochist erkannt, der die Strafe aus Strafbedürfnis herausfordert. Der Held wurde zum exhibierenden Narzißten. Der peinlich Gerechte stand auf einmal als analer Zwangscharakter nackt und beinahe verächtlich vor seinen Mitmenschen. Noch einmal und gründlicher war das Kunststück gelungen, mit dem die Propheten schon eh und je die Wertbegriffe ihrer Zeit auf den Kopf gestellt hatten. Die Umwertung aller Werte schien durch die Psychoanalyse in die Wertlosigkeit aller Werte verhoffnungslost zu sein.

Diese Sturmperiode der Psychoanalyse wurde bald von der Erkenntnis abgelöst, daß die psychoanalytische Trieblehre zwar neues (und erschreckendes) Licht auf das Warum unseres Sinnens und Trachtens warf, jedoch auf die Frage: was sollen wir also tun? keine Antwort bereit hielt. Auch die Elektrizität treibt zwar den Wagen und kann als solcher Trieb stu-

diert werden, beantwortet jedoch die Frage nicht, ob man Straßenbahnen betreiben, ob man einsteigen und wohin man fahren soll. Diese Erkenntnis trieb die Stürmer und Dränger unter uns wieder zurück zum analytischen Sofa. Wer „reine“ Psychoanalyse betrieb, sonderte sich von den Anhängern der angewandten Analyse und sah mit einer Weisheit, die dem Hochmut sehr nahe kam, auf die Wirrköpfe herab, die weiter wähten, sie könnten mit analytischem Dynamit die Welt der Werte reformieren. Wenn man die „reinen“ Psychoanalytiker fragte: was für Leute seid denn ihr? was für eine Weltanschauung habt ihr? was ist also gut, was böse, was klug, was dumm, was der Wirklichkeit angepaßt und was phantastisch? seid ihr nicht Quietisten geworden, Atomisten, Materialisten aus dem neunzehnten Jahrhundert? — dann antworteten sie: wir wissen das alles nicht und brauchen es auch nicht zu wissen.

Hiermit sind wir bei dem Thema des Radikalismus angelangt. Wie alle Jugend war auch die neue Wissenschaft radikal. Es war radikal und falsch zu sagen, Brutus, Wilhelm Tell, Graf Mirabeau und alle die anderen ihresgleichen hätten ihren Ödipuskomplex schlecht erledigt und das erkläre ihre Tat. Alle Menschen leiden mehr oder weniger an dem Urdreieck, das vom Schöpfer der Psychoanalyse mit dem Ödipusmythos verknüpft wurde. Bei allen politischen Attentätern läßt sich eine auffallende Beziehung zum Vater nachweisen. Aber nur wenige am Vaterkomplex Leidende geraten gerade in das Fahrwasser des politischen Radikalismus. Da muß noch etwas hinzukommen, um dieses spezifische Resultat zu erzielen und dieses Etwas liegt außerhalb des psychoanalytischen Scheinwerfers. Es liegt in sozialen, wirtschaftlichen, politischen, theologischen Feldern, die mit unserem Triebleben nur mehr in mittelbarem Zusammenhange stehen.

Es war aber auch radikal und falsch, der Psychoanalyse eine wichtige, vermutlich derzeit die wichtigste Stimme zur Beurteilung des politischen Radikalismus zu versagen. Man hat vor der Psychoanalyse nicht gewußt, welchen ungeheuren Anteil die latente Homosexualität, der Exhibitionstrieb, die blinde Destruktion, Narzißmus, hysterischer oder zwangsneurotischer Charakter an glorreichen oder verhängnisvollen Taten haben. Man könnte sich vor triebhaften Politikern und Staatsmännern besser in Acht nehmen, ja sie selbst könnten sich besser in

Acht nehmen, wenn sie den psychoanalytischen Wahrheiten die Beachtung schenken, die ihnen gebührt. Wir haben den Massenmord erlebt, den man den Weltkrieg nennt. Alle Könige und Minister, die ihn erklärt haben, erheben ihre Schwurfinger und beeiden, daß sie den Krieg nicht gewollt haben. Man hat uns gesagt, es sei unsäglich flach anzunehmen, daß der Krieg das Werk einiger weniger Verbrecher sei. Schuld seien Imperialismus, Nationalismus, Militarismus, Kapitalismus, die Gesetze des Warenlaufes. Von den Kanzeln wird der Krieg als eine gerechte Heimsuchung Gottes bezeichnet. Das mag alles so sein. Die Psychoanalyse ist für keine dieser Determinanten sachverständig. Aber sie kennt den Destruktionstrieb und seine Verkleidungen, kennt die Regressionen und Umwandlungen, zu denen gehemmte Triebe führen, und darf die Behauptung wagen: die triebhafte Ursache dieses Krieges war eine Explosion unserer Brutalität, die von den einen genossen, von den anderen erlitten, von vielen gleichzeitig genossen und erlitten wurde. Viele behaupten, Kriege seien Stahlbäder der Völker, ewiger Friede sei ein Traum und nicht einmal ein schöner, unbedingter Schutz des unschuldigen Individuums gegen Ermordung sei ein verächtliches Ideal. Diesen wird die Aufdeckung der Triebhaftigkeit des Mordens erfrischender Wind in den Segeln sein. Gegner des Krieges werden erkennen, daß sie zwar in der Majorität sind, soweit ihr bewußtes Denken in Frage kommt, daß sie aber ohne es zu wissen, triebhaft und unbewußt den nächsten Krieg vorbereiten und ihm nicht entgehen können, wenn sie die psychoanalytische Seite der Frage nicht beachten. Man sagt, Kanonen gehen von selber los, wenn sie in großer Zahl angesammelt sind. Das scheint auf den ersten Blick ein Unsinn zu sein. Es ist aber eine Wahrheit, wenn man sagt: das Es gibt dem Ich den Auftrag Kanonen zu bauen und zündet dann die Lunten an, ohne das Ich zu fragen. Es hat Leute gegeben, die den Weltkrieg aus der steigenden Brutalität der Vorkriegszeit mit Sicherheit voraussagen konnten, ohne irgend einen Ismus heranzuziehen. Die Psychoanalyse macht uns sehr befürchten, daß wir auch einem nächsten, furchtbaren Kriege nicht entgehen werden.

*

Das Wort des Generals Clausewitz, der Krieg sei eine Fortsetzung der Politik, nur mit anderen Mitteln, läßt sich umkehren. Der Friede

ist eine Fortsetzung des Krieges, nur mit anderen Mitteln. Auch er ist mörderisch. Die unablässige Verwundung unseres Narzißmus, der chronische Mord erzeugt reaktiv Radikalismus.¹

Die radikale Politik kommt von der Destruktion: sie ruft zu Haß, Verachtung und Zerstörung auf, schreitet schnell von Reden über Köpfe, die in den Sand rollen werden, zu Totschlag und Mord fort. Enthusiastischer Radikalismus ist schön, befriedigt und ist wahrscheinlich im sozialen Getriebe notwendig. Es ist aber Sache der Psychoanalyse darauf hinzuweisen, wie schwach die Verlötung des Radikalismus mit seiner Parteirichtung ist, der alles tönende Reden, alle Aufopferung gilt. Nehmen wir den offensichtlich radikalen Gegensatz zwischen Verbrechern und Polizei. Er kann an den primitiveren und zugleich großartigeren Zuständen in Amerika besser studiert werden als bei uns. Verbrecherbanden und Polizei, fast hätte ich gesagt: Polizeiband, bekämpfen einander wie feindliche, primitive Volksstämme. Feindschaft ist wohl zwischen ihnen, aber eine gewisse sportliche Ambivalenz ist unverkennbar. Sie hassen sich nicht. Sie verstehen, daß sie irgendwo zusammen gehören: beide sind gewalttätig. Übergänge von der einen zur anderen Gruppe sind nicht ganz selten.

Ebenso gehören, wie man weiß, auch die einander entgegengesetzten radikalen politischen Parteien zu einander. Die triebhafte Grundlage ist: leidenschaftlicher Radikalismus, dessen tiefste soziale Wurzel im Ödipuskomplex, dessen biologische Wurzel im Destruktionstrieb, infolgedessen auch im Strafbedürfnis steckt. Noch andere triebhafte Gesichtspunkte kommen in jedem Einzelfall dazu. Der Menschenkenner weiß das wohl und wundert sich nicht, wenn der radikale Hakenkreuzler zum Sowjetstern übergeht und umgekehrt. Einer der berühmtesten Staatsmänner unserer Zeit, Begründer einer rechtsradikalen Ideologie, begann als Sozialist, wurde in seiner Jugend wegen Gotteslästerung verurteilt und wegen linksradikaler Gesinnung aus Trient, das damals österreichisch war, ausgewiesen, übrigens auch aus der demokratischen Republik Schweiz. Extreme Freiheitlichkeit und Diktatur gehören psychologisch so sehr zusammen, daß die Psychoanalyse sich

1) Siehe meinen Aufsatz „Edelnarzißmus“ im „Almanach der Psychoanalyse 1932“.

keineswegs wundert, Demokratie und den Ruf nach der Diktatur gleichzeitig in den Reden von Extremisten zu finden.

Vor vielen Jahren lebte in Wien eine Frau, deren finanzielle Begabung so hervorragend war, daß sie eine Großbank begründen konnte, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ihr Sohn betätigte sich ebenfalls auf dem kapitalistischen Gebiete, aber mit geringerem Erfolge, erlangte in Vorkriegszeiten den Titel eines kaiserlichen Rates und gab schließlich eine Modezeitung heraus. Während des Krieges, als er schon über 60 Jahre alt war, gründete er eine sozialistische Zeitung, die er nach dem Kriege vollends ins kommunistische Fahrwasser lenkte. Niemals hat es in Wien eine heftigere Verfolgung von Bankdirektoren und Monarchisten gegeben als in diesem Blatte, das sich wegen seines wilden Radikalismus weder der sozialdemokratischen noch sogar der kommunistischen Partei recht einordnen konnte. Dabei wurde dieses Blatt eines der besten Zeitungsgeschäfte der Stadt. Der Herausgeber lebte in seinen alten Tagen und bis zu seinem Tode asketisch und zog aus den heftigen Angriffen, die ihm aus der Feder flossen, nur ideelle Befriedigung.

Nicht so der scharf radikale Hauptschriftleiter S., ein ungewöhnlich begabter Journalist, der dem Alten half, das Blatt groß zu machen. Er entwickelte sich zu einer weithin sichtbaren Fechterfigur revolutionären Kampfes. Eines Tages wurde er wegen Erpressung, begangen an Industriekapitänen, angeklagt und zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt. Alle Welt glaubte, daß er nunmehr den öffentlichen Schauplatz verlassen werde. Das tat er jedoch nicht, sondern er gründete eine neue Zeitung, die ganz und gar auf Verfolgung seiner ehemaligen Gesinnungsgenossen eingestellt war: rechtsradikal also. Diese Umwandlung der Gesinnung vollzog sich bei S. sozusagen über Nacht, wie es bei diesen nicht so seltenen Gesinnungswechseln von links nach rechts oder von rechts nach links naturgemäß gar nicht anders möglich ist. Man kann nicht langsam aus der Kutte springen, und ein Paulus entpuppt sich im Erleben eines Augenblickes. Die Psychoanalyse weiß,¹ daß dieser Augenblick im Unbewußten Jahre lang vorbereitet wird: der Durchbruch eines Staudammes, dessen psycho-

1) Man vgl. meinen Aufsatz „Die großen Hasser“ in dieser Zeitschrift, I. Jg. (1929), 329 ff.

dynamischen Gesetze von Freud und seiner Schule aufgedeckt worden sind.

Meine Beispiele kann vermutlich jedermann aus seiner Erfahrung beliebig ergänzen, und das Motiv des radikalen Gesinnungswechsels, Verzauberung und Entzauberung sind auch in der schönen Literatur häufig beschrieben worden. Nur werden sie gerne rationalisiert, was auch in den beiden angeführten Fällen geschehen ist. Der genannte kaiserliche Rat sollte sich vom Kapitalismus abgewendet haben, weil er mit seinen Erfolgen unzufrieden war und sich an seinen erfolgreicherer Nebenbuhlern im Bankfache rächen wollte. Das mag bis zu einem gewissen Grade richtig sein. Bewußt war dem Alten diese Tendenz keineswegs. Er war tief erschüttert von dem sozialen Elend, das ihn umgab und sah keine andere Möglichkeit es zu lindern als den radikalen Umsturz. Selbst der Ödipuskomplex: eine auf der männlichen Linie erfolgreiche Mutter (psychologisch ähnlich dem Falle Johanna und Arthur Schopenhauer) erschöpft nicht die Psychologie des Radikalismus. Das Phänomen ist verwickelt und Ereignisse von außen wie das Erlebnis des großen Krieges gehören mit dazu.

Im Falle des Hauptschriftleiters wurde gesagt, er sei einfach ein Lump und solcher gebe es viele. In den historisch und ästhetisch orientierten Kaffeehäusern von Wien wurde die Verruchtheit des Mannes gepriesen, die an die Condottieri der Renaissance erinnere. Wieder andere sagten, S. sei erbittert gegen seine ehemaligen Parteigenossen, weil sie ihn anläßlich seines Prozesses im Stich gelassen haben. Auch das mag Wahrheit enthalten, viel oder wenig Wahrheit, aber es erklärt nicht die sonderbare Eigenschaft so vieler Radikaler, daß sie von einer Amplitude zur anderen schwingen, schwingen können, schwingen müssen. Im Jahre 1919 gab es ein bolschewistisches Zwischenspiel in München, und damals wurde ein Gelehrter in ein Volkskommissariat der kommunistischen Regierung berufen. Die Phase dauerte nicht lange, die Regierung trat ab, und wenige Jahre später sahen wir den nämlichen Gelehrten in der Gesellschaft schwarzer Kuttan. Er hielt Vorträge über die Transsubstantiation, und wenn er früher das Elend durch Beseitigung des Mehrwertes aus der Welt zu schaffen gedachte, so flucht er jetzt der materialistischen Geschichtsauffassung nur deshalb nicht, weil seine neue Weltanschauung ihm das

Fluchen nicht mehr gestattet. Eine evangelische Bekehrung führte diesen Radikalen vom blutig Roten zum tiefsten Schwarz. An der Aufrichtigkeit seiner späteren Gesinnung bestand nicht der geringste Zweifel. Aber auch an der Aufrichtigkeit der ehemaligen Gesinnung bestand keiner.

So kommen wir zu einem psychologischen Gesetz des Radikalismus: Die Verbindung zwischen dem radikalen Elan und dem Ziele des Radikalismus ist unverläßlich, weit weniger fest, als man bei dem Aufgebot an Begeisterung erwarten sollte. Radikalismus ist Selbstzweck, die psychische Repräsentanz kann gewechselt werden. Man darf sich nicht einbilden, daß man damit etwas Neues ausspricht. Das Gesetz wird nur häufig vergessen, trotz seiner eminenten praktischen Wichtigkeit. Ein begeisterter Patriot, der im Kriege mehrmals verwundet worden war, bewarb sich um eine Stelle im Ministerium, wo die feindlichen Zeitungen gelesen wurden. Der Leiter dieses Amtes erklärte den Enthusiasten für ungeeignet. „Wenn der diese Zeitungen liest“, sagte er etwas zynisch, „kann es uns passieren, daß wir ihn aufhängen müssen . . .“

Wir sprechen in der Psychoanalyse von einer genitalen Objektbesetzung und einer prägenitalen, das ist narzißtischen Benützung des Objektes. Im ersteren Falle liegt der Schwerpunkt außerhalb des Ichs, das Objekt läßt das Ich nicht mehr los, zehrt es unter Umständen auf. Im zweiten Falle liegt der Schwerpunkt im Ich, das Objekt wird nur zur Spiegelung des Ichs verwendet und wird weggeworfen, wenn es aus irgendwelchen Gründen zur Befriedigung der narzißtischen Regression nicht mehr dienen kann. Einer dieser Gründe — biologisch der günstigste — ist die Aufhebung der Regression durch Erlangung (Wiedererlangung) der genitalen Stufe. In diesem Falle wird aber nicht das Objekt des Radikalismus gewechselt wie in unseren Beispielen, sondern der sonderbare Enthusiasmus erstirbt, um einer gänzlich anderen Konstellation Platz zu machen. Wir erleben diese Veränderung häufig in unseren Analysen.

*

Unter den Radikalen finden wir wie überall im Leben die beiden Pole des hysterischen und des zwangsneurotischen Charakters. Der

hysterische Charakter¹ hat zwar die genitale Stufe erreicht (vielleicht nur die phallische), aber er steht nicht fest auf ihr, spielt mit Regressionen, begeistert sich gelegentlich an dem einen oder dem anderen Radikalismus. Er muß aber nicht radikal sein oder bleiben, weil er ja nichts muß. Der radikale Zwangsneurotiker muß radikal sein und bleiben, ja er wird in seinem Zwange immer radikaler, je älter er wird. Beispiele dieser Antithese: Brutus und Cassius, Danton und Robespierre. Danton macht Revolution, hält gewaltige und hinreißende Reden und blickt mit seinem Löwenhaupt über die von ihm entfesselten Massen. Aber nach einiger Zeit hat er genug, die Revolution langweilt ihn, der Blutgeruch ekelt ihn an. Robespierre hat lange studiert, erkennt nach vorsichtigem Erwägen, daß kein anderer Weg übrig bleibt, als hunderttausend Aristokraten zu guillotiniern. Und das muß jetzt geschehen. Nicht 99.999, sondern hunderttausend; er kann es beweisen. Welch hassenswerter Leichtsin, in der Revolution auf halbem Wege stehen zu bleiben! Die ersten fünfzigtausend haben umsonst geblutet, wenn man ihnen die zweite Hälfte nicht nachschickt. Danton will die Revolution nicht zu Ende gehen: er muß weg. Der Zwangsneurotiker haßt den Hysteriker, wo er ihn trifft. Der Hysteriker verdirbt ihm alle seine Konzepte. Da es unter Radikalen immer viele Neurotiker und wenig Genitale gibt, müssen Hysteriker auf Zwangsneurotiker stoßen, zwei Welten, die einander nicht verstehen — und deshalb scheitern die meisten Revolutionen. Sie scheitern nicht nur aus diesem psychologischen Grunde. Aber er ist der triebhafte Beitrag zum Schicksal des Umsturzes. Es kann ja gelegentlich vorkommen, daß die beiden Welten sich zu schöpferischem Tun vereinen: Luther, der mit dem Tintenfaß nach dem Teufel wirft und der gelehrte Melanchthon. Da hat aber dann der eine genug Disziplin in der Ekstase und der andere genug religiöse Begeisterung in seiner zwanghaften Wissenschaft, um zu der Synthese aus Zwang und Freiheit zu gelangen, die zur dauernden Schöpfung nötig ist.

Man kann den Gegensatz zwischen hysterischem und zwangsneurotischem Charakter in der Politik auch abseits vom Radikalismus beobachten. Die Prohibition in Amerika gibt uns Gelegenheit dazu.

¹) Vgl. meinen Aufsatz „Der hysterische Charakter“ in dieser Zeitschrift, III. Jg. (1931), S. 138 ff.

Auch die durch Jahrhunderte währenden Kämpfe zwischen Schutzzoll und Freihandel, zwischen Sozialismus und Anarchie oder, noch weiter ab vom Radikalismus, zwischen Sozialpolitik und Liberalismus. Ferner ergibt sich ein Ausblick auf hysterische und zwangsneurotische Nationen, der in die Weltgeschichte führt. Aber alles das überschreitet offenbar den Rahmen dieses Aufsatzes. Zusammenfassend gelangen wir zu folgenden Gesetzen des politischen Radikalismus. Ein heftiger und nicht erledigter Ödipuskomplex führt zur Übertragung des Vatermordes auf Herrscher und Herrschersysteme. Ein heftiger, meistens oraler, in mehreren meiner Beispiele stark anal legierter Destruktionstrieb steckt hinter solcher Persistenz des Vatermordes, sucht sich sekundär eine psychische Repräsentanz im Radikalismus, dessen Richtung oft überraschend gewechselt wird, weil sie sekundär ist. Hysteriker und Zwangsneurotiker platzen aufeinander und zerstören sich samt ihren Zielen. Alle diese Gesetze sind psychologisch, liegen jenseits aller Bewertungen und sagen nichts aus über Gut und Böse, Vernunft oder Unvernunft irgend einer radikalen politischen Richtung.

Politik und Psychoanalyse

Von

Erich Fromm

Nachdem die Psychoanalyse den Schlüssel zum Verständnis des oft rätselhaften Handelns und Fühlens der Einzelpersonlichkeit geliefert hat, nachdem sie gezeigt hat, daß dieses irrationale Handeln und Erleben das Resultat bestimmter, dem Handelnden selbst oft unbewußter, aber ihn zwanghaft bestimmender Triebimpulse ist, lag es nahe daran zu denken, daß die Psychoanalyse auch den Schlüssel zum Verständnis des oft ähnlich gelagerten gesellschaftlichen Handelns, des oft irrationalen politischen Geschehens liefern könne. Man ging mit Recht davon aus, daß die Gesellschaft aus lebendigen Individuen besteht, die keinen anderen psychologischen Gesetzmäßigkeiten unterliegen können, als sie die Analyse der Einzelpersonlichkeit aufgezeigt hat; man konnte leicht sehen, daß es unvernünftiges, triebbedingtes, zwanghaftes Handeln

auch im gesellschaftlichen Leben gibt, und versuchte bald religiöse Rituale, Dogmen, Kriege, gewisse Volkssitten und eine Reihe anderer offenkundig irrational gefärbter gesellschaftlicher Erscheinungen zu analysieren. Ja, hie und da ging man sogar noch einen Schritt weiter. Man glaubte, daß nicht nur das gesellschaftliche Geschehen ebenso zu verstehen sein müsse, wie das individuell-neurotische, sondern daß auch die Schäden und Mißstände der Gesellschaft ebenso auf analytischem Wege beseitigt werden könnten, wie das mit dem Symptom oder Charakterzug des einzelnen Neurotikers möglich ist, daß man etwa den ewigen Frieden durch Massenanalyse herbeiführen könne, indem die blinde Aggression der Menschen „weganalysiert“ wird. Gewiß eine verführerische Perspektive! Ob sie aber richtig ist und welche Rolle die analytische Anschauung im Verständnis gesellschaftlicher Vorgänge spielen kann, sollen die folgenden Ausführungen kurz beleuchten.

Erinnern wir uns einen Augenblick an die Methode des analytischen Verständnisses der Einzelpersonlichkeit. Sie läßt sich auf die einfache Formel bringen: Verständnis der Triebstruktur aus dem Lebensschicksal; hierbei ist nur zu ergänzen, daß insbesondere die Erlebnisse der frühkindlichen Periode eine entscheidende Rolle für die Entwicklung der späteren Persönlichkeit spielen und ferner, daß die Konstitution des Individuums in einem bestimmten, von Freud als „Ergänzungsreihe“ verstandenen, Verhältnis zum Lebensschicksal steht und daß beide Faktoren, Konstitution und Erleben, die Triebstruktur bedingen.

Handelt es sich um psychische Vorgänge — nicht im Individuum, sondern — innerhalb der Gesellschaft, so muß die Methode dieselbe sein;¹ auch hier ist die Aufgabe, die gemeinsamen, gesellschaftlich relevanten, seelischen Haltungen aus dem gemeinsamen Lebensschicksal der zu untersuchenden Gruppe zu verstehen. Das spezifisch Psychoanalytische ist hierbei die Zurückführung vieler Gefühle und Ideale auf bestimmte — körperlich verankerte — libidinöse Strebungen, das Verständnis verschleierte und entstellter Darstellungen unbewusster seelischer Inhalte und die Verbindung der Gefühlshaltungen der Erwachsenen mit den sie vorbereitenden und unterbauenden der Kindheit.

Was heißt gemeinsames Lebensschicksal? Es sind jene Lebensumstände, die über die individuellen Unterschiede im Leben der Einzelnen hinaus — also etwa die Frage, ob jemand erstes oder mittleres Kind ist, einen strengen oder schwachen Vater hat oder was sonst an ähn-

1) Vgl. die ausführlichen Darlegungen darüber in: F r o m m, Die Entwicklung des Christudogmas, Wien 1931.

lichem — die Lebensweise und Lebensbedingungen der Angehörigen einer gesellschaftlichen Schicht bestimmen. Es sind also in erster Linie die wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, unter denen eine Gruppe lebt. Für die Gesellschaft gilt, daß die Ökonomie ihr Schicksal ist.

Kommen wir so zum Ergebnis, daß die Sozialpsychologie versuchen muß, sozialpsychische Erscheinungen aus der sozialökonomischen Situation zu verstehen, so taucht hier die Frage auf, in welchem Verhältnis eine so verstandene Sozialpsychologie zur soziologischen Methode des historischen Materialismus steht.

Der historische Materialismus lehrt das gesellschaftliche Geschehen aus den ökonomischen Bedingungen verstehen. „Die Weise, in der die Menschen ihre Lebensmittel produzieren, hängt zunächst von der Beschaffenheit der vorgefundenen und zu reproduzierenden Lebensmittel selbst ab . . . Wie die Individuen ihr Leben äußern, so sind sie. Was sie sind, fällt also zusammen mit ihrer Produktion, sowohl damit, was sie produzieren, als auch damit, wie sie produzieren. . . Die Menschen sind die Produzenten ihrer Vorstellungen, Ideen usw., aber die wirklichen wirkenden Menschen, wie sie bedingt sind durch eine bestimmte Entwicklung ihrer Produktivkräfte und des denselben entsprechenden Verkehrs bis zu seinen weitesten Formationen hinauf. Das Bewußtsein kann nie etwas anderes sein, als das bewußte Sein, und das Sein der Menschen ist ihr wirklicher Lebensprozeß.“¹ „Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt.“²

Auf den ersten Blick scheint die Psychoanalyse mit dem historischen Materialismus viele Berührungspunkte zu haben. Ja, beide Lehren scheinen sogar in einem Punkte ganz das gleiche zu sagen, nämlich in der Beurteilung der Rolle des Bewußtseins. Beide Theorien stürzen das Bewußtsein von seinem Throne, von dem aus es die Handlungen der Menschen zu leiten und ihre Gefühle darzustellen schien. Läßt diese Frage also eine Übereinstimmung beider Standpunkte vermuten, so scheint die weitere Frage, nämlich die nach den das Bewußtsein bestimmenden Kräften diese schöne Übereinstimmung rasch wieder zu zerstören. Eine vulgäre Auffassung beider Theorien kommt zum Ergebnis, daß in der Frage nach den das Bewußtsein bestimmenden Kräften ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen der Psychoanalyse

1) K. Marx u. F. Engels, Teil I der „Deutschen Ideologie“.

2) K. Marx, Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie.

und dem historischen Materialismus bestehe. Dieser nehme an, es seien die ökonomischen Interessen, das Erwerbsinteresse, das in erster Linie das bewußte Handeln und Fühlen der Menschen bestimme, jene teile der Sexualität die entsprechende Rolle zu. Selbst ein Autor wie Bertrand Russell spricht in einem Vergleich zwischen Marx und Freud in einem Bild, das zwar geistreich, aber ganz im Sinne der eben gekennzeichneten vulgären Auffassung ist. „Er spricht von der Eintagsfliege“, die im Larvenstadium nur Organe zum Fressen, nicht aber zum Lieben hat, während sie als vollentwickeltes Insekt (Imago) im Gegenteil nur über Organe zur Fortpflanzung, nicht aber zur Ernährung verfügt. Sie braucht letztere nicht, da sie in diesem Stadium nur einige Tage am Leben bleibt. „Was würde geschehen, könnte die Eintagsfliege theoretisch denken? Als Larve würde sie ein Marxist sein, als Imago ein Freudianer.“ Russell fügt hinzu, Marx, der Bücherwurm des britischen Museums, sei der richtige Repräsentant der Larvenphilosophie. Russell selbst fühle sich von Freud mehr angezogen, denn er sei für die Freuden der Liebe nicht unempfänglich, verstehe sich dagegen nicht aufs Geldmachen, also nicht auf die orthodoxe Ökonomie, die von ausgetrockneten älteren Herren geschaffen wurde.“¹

Es ist leicht einzusehen, daß diese banale Auffassung aus einem groben Mißverständnis sowohl der Psychoanalyse wie des historischen Materialismus hervorgeht. Soweit es die Psychoanalyse angeht, nicht in erster Linie deshalb, weil Freud neben den über das Genitale hinaus verstandenen Sexualtrieben dem Selbsterhaltungstrieb eine entscheidende Rolle beimißt, sondern vor allem darum, weil er die Triebstruktur eines Menschen, wie schon oben angedeutet, grade aus der Einwirkung seines Lebensschicksals auf die mitgebrachten Triebe versteht.

Es bedarf nur einer konsequenten Überlegung, um die Fehlerhaftigkeit der oben skizzierten vulgären Auffassung des historischen Materialismus einzusehen. Der historische Materialismus ist durchaus keine psychologische Theorie. Er hat eine einzige psychologische These als Voraussetzung seiner Auffassung, nämlich die, daß die Menschen es sind, die ihre Geschichte machen und daß die Menschen aus der Notwendigkeit der Befriedigung ihrer Bedürfnisse heraus handeln. Wenn aber im historischen Materialismus von der Wirtschaft die Rede ist, so nicht als von einer psychologischen Kategorie, also nicht vom wirtschaftlichen oder Erwerbsinteresse der Menschen, sondern als von

1) Wiedergegeben bei K. Kautsky, Die materialistische Geschichtsauffassung, Berlin 1927, S. 341.

einer rein sozialökonomischen Erscheinung, die die Bedingung aller menschlichen Aktionen darstellt. Es handelt sich also im historischen Materialismus nicht um die ökonomischen Interessen als psychische Motive, sondern um die ökonomischen Bedingungen aller menschlicher Lebensäußerungen einschließlich der sublimsten kulturellen Leistungen.¹ Da die Menschen leben und lieben wollen, müssen sie für die Befriedigung dieser Bedürfnisse tätig sein. Das Wie dieser Tätigkeit ist aber nicht nur von ihrer eigenen körperlichen und seelischen Konstitution, sondern von den Eigenschaften der natürlichen Umwelt, bzw. dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte bedingt.

Der historische Materialismus hat die Abhängigkeit nicht nur der sozialen und politischen, sondern auch der ideologischen Tatbestände von den ökonomischen Bedingungen aufgezeigt. Er hat, wie Engels (in dem bekannten Brief an Mehring von 14. Juli 1893) ausdrücklich betont, „zunächst das Hauptgewicht auf die Ableitung der politischen, rechtlichen und sonstigen ideologischen Vorstellungen und der durch diese Vorstellungen vermittelten Handlungen aus den ökonomischen Grundtatsachen gelegt und legen müssen.“ Dabei wurde ein anderes Problem „vernachlässigt: die Art und Weise, wie diese Vorstellungen zustande kommen.“ An diesem Punkt kann die Forschungsarbeit der Psychoanalyse einsetzen. Sie kann zeigen, in welcher Weise bestimmte ökonomische Bedingungen auf den seelischen Apparat des Menschen einwirken und bestimmte ideologische Resultate erzeugen, sie kann über das Wie der Abhängigkeit ideologischer Tatbestände von den sie bedingenden ökonomischen Auskunft geben. Sie verfolgt den Weg von der ökonomischen Bedingung durch Kopf und Herz des Menschen hindurch bis zum ideologischen Resultat und verfährt dabei nach keiner anderen Methode als der, die sie bei der Analyse der Einzelpersonlichkeit angewandt hat: Verständnis der Triebstruktur aus dem Lebensschicksal. Wobei unter Triebstruktur die Gesamtheit der einer Klasse, Nation, Berufsstand usw. eigentümlichen Gefühlseinstellungen zu verstehen ist, unter Lebensschicksal die ökonomische, gesellschaftliche, politische Situation eben jener Gruppe. Die Psychoanalyse wird dabei der Soziologie einige wichtige Dienste deshalb leisten können, weil

1) Karl Kautsky hat in seinem ersten Bande der Darstellung über „Die materialistische Geschichtsauffassung“ auf diesen Unterschied klar und deutlich aufmerksam gemacht, ohne aber in seinen früheren Arbeiten immer dieser Auffassung getreu zu verfahren, oder auch im eben zitierten Buche für eine richtigere Auffassung von der Psychoanalyse davon Gebrauch zu machen.

der Zusammenhang und die Stabilität einer Gesellschaft durchaus nicht nur von mechanischen und rationalen Faktoren (Zwang durch Staatsgewalt, gemeinsame egoistische Interessen usw.) gebildet und garantiert wird, sondern durch eine Reihe libidinöser Beziehungen innerhalb der Gesellschaft und speziell zwischen den Angehörigen der verschiedenen Klassen, (vgl. etwa die infantile Gebundenheit des Kleinbürgertums an die herrschende Klasse und die damit verknüpfte intellektuelle Einschüchterung.) Jede Gesellschaftsform hat nicht nur ihre eigene ökonomische und politische, sondern auch ihre spezifische libidinöse Struktur, und die Psychoanalyse kann gerade gewisse Abweichungen von der aus den ökonomischen Voraussetzungen zu erwartenden Entwicklungsrichtung erst ganz verständlich machen.

Es versteht sich von selbst, daß bei der Analyse sozialpsychologischer Erscheinungen ebenso gründliche und umfangreiche Kenntnisse des „Lebensschicksals“ nötig sind, wie bei der Analyse einer Einzelpersonlichkeit, das heißt aber praktisch die genaue Kenntnis der ökonomischen, sozialen und politischen Situation der zu untersuchende Gruppe. Es ist ebenso klar, daß die Analogiebildung zwischen neurotischen Symptomen und sozialpsychischen Erscheinungen und Versuche, diese durch jene zu erklären, von noch geringerem wissenschaftlichem Wert sein müssen, als etwa die Deutungen, die ohne Kenntnis des Lebensschicksals und der Lebenssituation eines Menschen von seinen Symptomen, Charaktereigenschaften oder Träumen gegeben werden, rein aus der Analogie mit anderen bereits analysierten Fällen.

Ergibt sich so die Brauchbarkeit der Analyse, wenn sie nur richtig angewandt wird, für die Erforschung sozialpsychologischer Phänomene, so mag vielleicht die Erwartung nicht so unberechtigt erscheinen, daß sich die Psychoanalyse auch als eine Art politisch-sozialer Therapie brauchbar erweise. Man könnte vielleicht mit Recht erwarten, daß die Gesellschaft alle zweckwidrigen Handlungen aufhebe, wenn es nur gelänge, ihr den unbewußten, irrationalen Sinn dieser Handlungen bewußt zu machen.

So verlockend diese Perspektive ist, so wenig hält sie einer näheren Nachprüfung stand.

Was ist das Wesentliche des neurotischen Reagierens und inwiefern ist es durch die Analyse heilbar? Es ist gewiß nicht irrationales, triebhaftes Fühlen und Handeln an und für sich. Es ist vielmehr ein solches psychisches Verhalten, welches in Widerspruch zu den wirklichen Bedürfnissen und Notwendigkeiten der Gesamtpersonlichkeit steht und

welches durch ein Fortbestehen und Haftenbleiben solcher Triebregungen bedingt ist, die einmal angepaßte Reaktionen in der Kindheit waren, aber inzwischen längst den Charakter der Angepaßtheit und Zweckmäßigkeit verloren haben. Die Neurose läßt sich als ein Spezialfall jener krankhafter Störungen verstehen, die auf einer mangelnden Fähigkeit des Organismus zur Anpassung an neue Lebensbedingungen beruhen. Die analytische Therapie versucht bis auf jene verdrängten Fixierungsstellen zurückzugehen, die Anlässe der Fixierung wieder bewußt zu machen und so dem nunmehr erstarkten und erwachsenen Ich der Persönlichkeit die Bewältigung jener Erlebnisse und Eindrücke zu ermöglichen, an denen das Ich einst gescheitert ist. Das Ziel der analytischen Therapie ist also Beseitigung unangepaßter, anachronistischer Verhaltensweisen und ihre Ersetzung durch zweckmäßige und der Realität angepaßte.

Warum sollte nicht derselbe Weg auch als Therapie der Massen gangbar sein?

Die Masse ist kein Neurotiker. Gewiß weist sie starke Reaktionen der verschiedensten Gefühlsarten auf, wie Liebe, Haß, Verehrung, Verachtung, Freude, Trauer und andere mehr. Gewiß auch sind die Gefühlshaltungen der Masse zu verstehen als Fortsetzung und Wiederholung bestimmter, in der Kindheit ausgebildeter Einstellungen. Aber welche Gefühlseinstellung bei den Angehörigen einer Gruppe dominierend wird und zu welchem Zeitpunkt dies geschieht, hängt von den realen Lebensbedingungen der Masse und deren Veränderungen ab. So wenig die Trauerreaktion eines Menschen auf den Verlust eines geliebten Angehörigen, oder die Wut eines Untergebenen gegen einen ihn peinigenden Vorgesetzten „neurotisch“ zu nennen ist und durch Analyse „heilbar“ ist, ebensowenig ist es neurotisch, wenn sich eine unterdrückte Klasse gegen ihre Unterdrücker erhebt und in diesem Kampfe starke sadistische Impulse betätigt. Oder, um noch ein anderes Beispiel zu nennen, das Auftauchen eines neuen religiösen Glaubens, wie etwa des Urchristentums, ist kein krankhaftes Phänomen, das aus der Fixierung bestimmter Strebungen in der Kindheit der einzelnen Massenangehörigen zu verstehen wäre, sondern ein adäquates gefühlsmäßiges Reagieren auf die ökonomisch-politisch bedingte Verelendung der bäuerlich-proletarischen Klasse innerhalb des römischen Imperiums. Um es nochmals zu betonen, alle solche Erscheinungen, wie religiöse Riten, Revolten, Kriege usw. sind nicht denkbar ohne das Vorhandensein triebhafter, in der Kindheit vorgebildeter seelischer

Einstellungen (so wenig wie ein Krieg geführt werden kann ohne Waffen), aber diese Gefühlshaltungen sind ubiquitärer Natur und das Wann und Wo ihres Auftauchens ist die Folge sozialer Veränderungen; es sind aber nicht realitätsunangepaßte, an infantilen Fixierungsstellen haftende neurotische Reaktionen im oben beschriebenen Sinne.

Das quasi-neurotische Verhalten der Massen, das ein ädaquates Reagieren auf aktuelle, reale, wenn auch schädliche und un Zweckmäßige Lebensbedingungen ist, wird sich also nicht durch „Analysieren“, sondern nur durch die Veränderung und Beseitigung eben jener Lebensbedingungen „heilen“ lassen. Man kann zwar eine Reihe politischer Erscheinungen mit Hilfe der Psychoanalyse besser verstehen, aber es wäre eine verhängnisvolle Täuschung zu glauben, daß die Psychoanalyse die Politik ersetzen kann.

Diese schroffe Ablehnung der Psychoanalyse als Mittel der Veränderung gesellschaftlicher Zustände bedarf in einem Punkte der Modifizierung.

Es geschieht nicht selten im gesellschaftlichen Leben, daß die Veränderung bestimmter Einrichtungen nicht deshalb unterlassen wird, weil die realen Verhältnisse es nicht gestatten, sondern weil bestimmte Illusionen die Menschen auch dann noch daran hindern, das für sie Zweckmäßige zu tun, wenn die realen Bedingungen, die diese Illusionen entstehen ließen, schon längst verschwunden sind. Der ideologische Überbau bleibt oft länger bestehen, als es der ökonomisch soziale Unterbau notwendig machte. Indem die Psychoanalyse als Theorie geeignet ist, gewisse gesellschaftlich relevante Illusionen genetisch zu erklären und zu zerstören, kann sie in gewissen gesellschaftlichen Situationen auch eine politische Funktion bekommen, eine Funktion, die auch die wesentliche Ursache ihrer Ablehnung durch die offiziellen Stellen der Gesellschaft und insbesondere deren wissenschaftliche Beamte sein dürfte.

Das theoretische und praktische Verhältnis von Psychoanalyse und Politik birgt eine Fülle hier nicht berührter oder nur gestreifter Probleme in sich. Zweck der Ausführungen an dieser Stelle konnte nur der Versuch sein, die größten Mißverständnisse richtigzustellen und einige einfache Andeutungen für eine positive Bearbeitung des Problems zu machen.

Zum Kampf um die Todesstrafe

Von

Hugo Staub

Es kann den psychoanalytisch gebildeten Soziologen nicht in Erstaunen versetzen, wenn so viele brennende Probleme der Gegenwart mit einer ganz inadäquat starken Affektbetonung umkämpft und umstritten werden. Militarismus oder Pazifismus, Nationalismus mit nach außen gekehrter Aggression oder Weltbürgertum, Monarchie oder Republik, Diktatur oder Demokratie, wirtschaftliche Freiheit oder Planwirtschaft und manche anderen Fragen werden mit starken Affekten, tönenden Ideologien, ethischen Postulaten, kurz mit allen verfügbaren irrationalen Waffen ausgetragen, von verstandesgemäßer Überlegung, der Führung durch das Bewußtsein, der Prüfung soziologischer Zweckmäßigkeit ist nicht viel zu spüren. Es scheint, als ob es der europäischen Menschheit heute oft nicht so sehr auf die Lösung der Probleme ankommt als vielmehr darauf, keine Gelegenheit ungenutzt zu lassen, die die Abfuhr aggressiver Spannungen ermöglicht.

In den ersten zehn Nachkriegsjahren schien das anders zu sein. Nachdem der Krieg, einem gigantischen Vulkan gleich, das eruptive Austoben aller aggressiven Spannungen bis zur Erschöpfung ermöglicht hatte, schien die Bahn für den Eros frei, entstand das Bedürfnis nach libidinösen Bindungen, entstanden Völkerbund, die Fata Morgana von Paneuropa, die Sehnsucht nach dem den ganzen Erdteil umfassenden Staat von Brüdern. Selbst die Revolutionen waren kaum mehr blutig. Und soweit ging das zivilisatorische Komfortbedürfnis, daß man in Zentraleuropa sogar das Strafrecht, diese geheiligte Reservation für die unbemerkte Abfuhr von Sadismen mit „dem Geist moderner Humanität“ erfüllen wollte. Die Abschaffung der Todesstrafe schien ihrer Mehrheit sicher zu sein.

Wir wissen, wie sehr sich in den letzten Jahren das Bild geändert hat. Das Bedürfnis nach Ruhe, nach Frieden innen und außen, nach Herstellung neuer libidinöser Bindungen unter den Menschen, der Wunsch nach Abbau der Aggressionen auf der ganzen Linie scheint von einer neuen aggressiven Welle abgelöst zu sein. Der Druck, der von den immer verzweifelter werdenden Lebensbedingungen des europäischen Menschen ausgeht, die soziale Umschichtung mit ihren täglichen Tragödien, die sichtbare Notwendigkeit einer völligen Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, ohne zu wissen, wie es anfangen, dazu der Druck von außen, die Kränkung des Stolzes der Besiegten durch die Anforderungen der Sieger, das Gefühl völ-

liger Ohnmacht, diese Spannungen nach außen zu entladen, — all das ist ein schlechter Boden für den Abbau von Aggressionen, für ihre Umwandlung in zivilisationsfördernde Energien, für die Zähmung der Triebe durch das Bewußtsein. Die Spannungen, durch die überstarken Lebensbedingungen zur Unerträglichkeit gesteigert, ohne die Möglichkeit einer Abfuhr durch produktive Arbeit und Erfolge, explodieren nach innen, lockern das soziale Gefüge, überhitzen die politischen und sozialen Probleme des mitteleuropäischen Menschen mit affektiven Strömungen.

Das ist etwa der Boden, auf dem heute der Kampf um die Reformation des Strafrechts, der Kampf vor allem um die Todesstrafe ausgetragen wird. Die Argumente sind entsprechend, hüben wie drüben. Den Gegnern der Todesstrafe sind deren Anhänger Erzreaktionäre, die den schlechten Instinkten der Masse nachgeben, Feinde fortschrittlicher Humanität und Zivilisation, im anderen Lager bekämpft man seinen Gegner mit dem Vorwurf weichlicher Humanitätsduselei, wirft ihm Sympathisieren mit dem Verbrecher vor auf Kosten staatlicher Ordnung und des Schutzes der Bürger. Eine rein kriminalpolitische Frage wird zum Schauplatz des Kampfes der „Weltanschauungen“ zum Schaden der Einsicht.

Wie liegt nun eigentlich das Problem? Woher kommt dieser zähe Kampf um den Kopf des Mörders? Sachliche, kriminalpolitische Erwägungen scheinen offenbar diesen Affektaufwand nicht zu rechtfertigen. Auch der lebenslänglich eingesperrte, von der Gemeinschaft der Menschen ausgeschlossene Mörder ist unschädlich. Daß der Staat ihn ernähren muß, spielt gewiß keine Rolle, er ernährt genügend Tagdiebe, Nichtsteuer, Einbrecher und sonstige Schädlinge. Besonders abschreckend scheint die Todesstrafe auch nicht zu wirken. Wir haben nicht gehört, daß die Zahl der Morde mit ihrer Abschaffung zunimmt, mit ihrer Vollstreckung abnimmt. In U. S. A. zum Beispiel, wo die Vollstreckung der Todesstrafe wohl am häufigsten und in breitester publizistischer Öffentlichkeit vor sich geht, wo Photographien des elektrischen Stuhls und oft genug solche des Gerichteten in den Zeitungen verbreitet werden, ist die Zahl der Kapitalverbrechen am größten.

Und dennoch: Haben die Anhänger der Todesstrafe nicht recht? Spürt nicht jeder von uns in irgend einem Winkel seiner Seele das Verlangen, Verbrechen, wie die des Kürten, Haarmann, Denke, Großmann durch den Tod gesühnt zu sehen? Empfinden wir diesem Sühnedrang gegenüber nicht das Argument, das seien Kranke, Entartete, schicksalsmäßig zu Verbrechern Gewordene, der Staat dürfe nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, dürfe nicht selbst zum Mörder werden, als unbefriedigend, dem Gerechtigkeitsgefühl widersprechend? Und auch der Einwand, die Todesstrafe mache es

unmöglich, geschehenes Unrecht wieder gut zu machen, wiegt nicht allzu schwer in einer Zivilisation, wo Millionen durch den Krieg, zehntausende durch Verkehrsunfälle und mangelnde Hygiene, tausende durch lebensgefährliche Arbeit oder Unterernährung unschuldig sterben müssen. Zumal die Zahl der fehlerhaften Todesurteile — besonders in der Nachkriegszeit — verschwindend klein sein mag.

Wir wissen, wie tief dieser Sühnedrang im menschlichen Triebleben wurzelt. Eine Volksabstimmung über den Fall Kürten hätte und würde auch heute sicher eine überwältigende Mehrheit für seine Tötung ergeben — auch unter den Gegnern der Todesstrafe, wenn die Abstimmung nur geheim wäre. Der Ruf nach dem Kopfe des Mörders erscheint uns allen als eine natürliche Triebreaktion. Jedes Mitglied einer Gemeinschaft fühlt sich durch die Mordtat bedroht, fühlt sich mit dem Opfer identisch und wird erst ruhig und seiner Sicherheit gewiß, wenn der Mörder entdeckt und seinem irdischen Richter übergeben ist. Dies erklärt manches, aber noch nicht viel, sicher nicht das lebhafteste gegenständliche Interesse der Allgemeinheit an der Mordtat und dem Schicksal des Mörders. Diese persönliche Anteilnahme, die die Mehrzahl der Menschen an dem Kapitalverbrechen nimmt, das fieberhafte Miterleben, die Jagd nach dem Mörder, die fast jedermann gespannt und affektiv verfolgt, so als ob es sich um seine eigene persönliche Angelegenheit handle, hat tiefere Ursachen.

Das Kapitalverbrechen und seine Ahndung ist wirklich persönliche Angelegenheit jedes Einzelnen, jeder braucht sie zur Erhaltung seines persönlichen seelischen Gleichgewichtes. Denn wir wissen aus der Erforschung des Unbewußten, wie vielerlei starke Todeswünsche jeder Mensch gegen seine Mitmenschen im Unbewußten hegt, die oft genug in Flüchen, Tagesfantasien und Träumen mehr oder weniger verhüllt sich äußern. Diese Wünsche von der Betätigung auszuschließen, ja sie auch aus der Phantasie tief ins Unbewußte zu verdrängen, ist eine der wichtigsten Anpassungsleistungen des Kulturmenschen. In dieser Verdrängungsarbeit fühlt sich jeder gestört, die Macht des Gewissens gegenüber den eigenen Trieben würde bedroht und herabgesetzt, wenn die irdische Gerechtigkeit nicht ihm recht geben, seine Position stärken würde. Hinzu kommt, daß das Unbewußte, die Triebe, nach dem Talionsprinzip reagieren, sich von jedem Druck durch einen adäquaten Gegendruck zu befreien suchen. Darum gilt für die Triebe das Gesetz, daß Blut nur durch Blut gesühnt werden könne.

Damit hat die Todesstrafe zwar noch keinen kriminalpolitischen, aber einen sozialen Wert. Sie erleichtert dem Menschen die Verdrängung, sie fördert sein seelisches Gleichgewicht und seine soziale Anpassung, dient so-

mit auch den Anforderungen der Generalprävention. Diese Selbstschutzfunktion der Todesstrafe erklärt uns schon besser ihre Beliebtheit, erklärt uns vor allem auch die Angst der Menschen, sich von ihr zu trennen, da diese Angst eine mächtige Unterstützung durch die Angst vor den eigenen Trieben, vor der Minderung der Macht des eigenen Gewissens erfährt.

Aber das Maß des Affektaufwandes, die Intensität, mit der die Massen der Verfolgung, Ergreifung und Bestrafung des Mörders folgen, die Legenden, die sich um Galgen und Richtschwert bilden, die scheue, mit Grauen gemischte Ehrfurcht vor dem Henker, die lebendige, breite Anteilnahme der Presse als Nachfolge der früheren öffentlichen Hinrichtung, die Beliebtheit der Kriminalromane, die mit Ergreifung und Tötung des Mörders enden, dieses unmittelbare Interesse, dieses intensive Miterleben bis zum Galgen, werden durch die Freude über den Sieg der Gerechtigkeit allein nicht verständlich. Zu offenbar verrät sich hier die Bestie im Menschen. Zu augenscheinlich ist das Interesse, zu betont die Befriedigung über das blutige Ende, als daß wir nicht feststellen müßten, hier sei der Menschheit eines der Ventile geblieben, wo Blutdurst, Todeswünsche und tief verdrängte Aggression eine erlaubte Abfuhr erfahren.

Die soziale Bedeutung dieser Feststellung dürfen wir nicht gering veranschlagen. Wir wissen alle, daß die Aggression die primärste, mächtigste Triebanlage des Menschen ist, daß zwar aller sozialer Fortschritt, alle Kulturentwicklung auf dem Abbau der Aggressionen beruht, daß aber die menschliche Natur um jede aggressive Position um so zäher kämpft, je weniger Möglichkeiten dem Kulturmenschen geblieben sind, unverarbeitete Destruktionstendenzen abzuführen. Darum werden wir verstehen, daß gerade England, wohl das sozial angepaßteste, in sich ausgeglichene Staatswesen der Erde, die rückschrittlichste Form der Todesstrafe (Strang) beibehalten hat, ihre Vollstreckung mit peinlichster Genauigkeit und Härte durchführt, unter breitester Anteilnahme der gesamten Öffentlichkeit, mit ausführlichster Berichterstattung durch die Presse, mit Stimmungsberichten, Einzelheiten und Details, die wir anderen in diesem Ausmaße kaum begreifen. Darum werden wir auch verstehen, daß England das Ursprungsland des Fußball, Boxsports und der Kriminalromane ist. Daß und warum sein jüngerer Bruder Amerika es auf allen diesen Gebieten überflügelt hat, ist eine andere aufschlußreiche sozialpsychologische Frage.

Hier, in dieser Funktion der Todesstrafe, als erlaubtes Abfuhrventil für die aggressiven Spannungen des Menschen zu dienen, haben wir einen der Angelpunkte der soziologischen Seite des Problems zu sehen. Wir dürfen dabei nicht übersehen, daß jede solche erlaubte Abfuhr von Aggres-

sionen dem Menschen im übrigen die soziale Anpassung erleichtert, weil es seinen gesamten seelischen Apparat entspannt und das Quantum der zu verdrängenden Triebe verringert.

Wenn auch jeder zivilisatorische Fortschritt darauf beruht, der menschlichen Natur eine weitere aggressive Position zu entreißen, so müssen wir doch mit dem Menschen rechnen wie er ist, nicht wie rosenroter, realitätsfremder Idealismus ihn sehen möchte. Wir müssen bedenken, daß Verzicht auf das Ausleben von Aggressionen um so schwerer fällt, je drückender die Bedingungen sind, unter denen eine Gemeinschaft leben muß. Jeder zu starke äußere Druck lockert ohnehin das soziale Gefüge, läßt verdrängte Destruktionstrieb wieder lebendig werden. Und da wir — jedenfalls in historisch überschaubarer Zukunft — nicht mit einem völligen Aufhören dieser menschlichen Eigenschaft rechnen können, so ist es eine Frage rein soziologischer Zweckmäßigkeit, welche Abfuhrventile am ehesten verstopft werden müssen und können, und ob sich die mitteleuropäische Menschheit der heutigen Tage den kulturellen Komfort noch leisten kann, dem durch Triebverzicht aller Art hinreichend geplagten Bürger auch noch die Circenses des Schafotts zu nehmen. Diese Fragestellung ist keine Frivolität, sondern ein sehr ernst zu nehmendes sozialpolitisches Problem, nur dargestellt ohne verfälschende Beschönigung oder Verklärung.

Wir sehen, welche Fülle von Schwierigkeiten uns den Weg versperren, ehe wir zur rein kriminalpolitischen Erörterung einer rein kriminalistischen Frage gelangen können. Und wir verstehen nun das Maß von Affekten, die das Problem verdunkeln und die Lösung erschweren.

Rein vom Standpunkt der Verbrechensbekämpfung erscheint es gleichgiltig, ob der Mörder getötet oder lebenslänglich verwahrt wird. Die Gefahr von Wiederholungen ist bei beiden Maßnahmen ausgeschlossen. Der Einwand, es könnte in letzterem Falle einmal einer als geheilt entlassen werden und erneut gegen die Menschheit losgehen, ist ebenso unernst wie das Hauptargument der Gegenseite, die Todesstrafe sei irreparabel, verhindere daher die Wiedergutmachung geschehenen Unrechts. Die eine Gefahr ließe sich leicht durch Verwaltungsvorschriften beseitigen, die andere durch die ohnehin schon früher meist angewandte Übung, in Fällen, die irgendeinen Zweifel zulassen, die Strafe in lebenslängliche Absperrung umzuwandeln.

Für die Aufgaben der Spezialprävention also ist die Lösung der Frage fast gleichgiltig. Schwieriger ist schon zu entscheiden, welche Strafe dem Ziele der Generalprävention, der generellen Verbrechensverhütung besser dient. Zweifellos ist — wie bereits ausgeführt wurde — die Talion diejenige Reaktionsweise, die von den menschlichen Trieben am besten

verstanden wird. Das Talionsprinzip beherrscht unser ganzes Triebleben, ist die Waffe des Gewissens, vor allem seines unbewußten Abkömmlings, des Über-Ichs, im Kampfe um die Verdrängung von Aggressionstendenzen zugunsten sozialer Anpassung, So wertvoll und unerläßlich aber diese Waffe dem werdenden sozialen Wesen auf dem Wege zum Triebverzicht auch sein mag, so primitiv, unexakt und reich an Fehlerquellen ist sie andererseits. Schon die polare Verknüpfung aller Triebe, die Affinität von Aggression und masochistischer Lust, die magische Anziehungskraft, die der Tod auf viele seelisch unausgeglichene Menschen ausübt, lassen es sehr fraglich erscheinen, ob die Todesstrafe das beste Präventionsmittel ist. Die bekannte romantische Verklärung, die Räuber, Frauenschänder und Mörder in der Volksphantasie erfahren und die ihre Gloriole auf dem Schafott findet, sprechen auch nicht gerade für dessen besondere Brauchbarkeit als Abschreckungsmittel. Ich glaube vielmehr, daß die richtige Deutung kriminalistischer Erfahrungen uns zu der Auffassung bringen muß, die Todesstrafe wirke eher anziehend als abschreckend, wenigstens auf jene Morde, die vorwiegend als Triebhandlungen zu werten sind.

Die jedem Kriminalisten bekannte, ihm oft unerklärliche Mörderdummheit, die den Mörder selbst bei größter Raffiniertheit und Umsicht in Vorbereitung und Ausführung der Tat durch einen ganz unadäquaten Mangel an Voraussicht in irgend einem Punkte fast regelmäßig der Entdeckung ausliefert, ist eine bezeichnende, von der Kriminalpolizei gern akzeptierte, aber bisher psychologisch nicht verstandene Hilfe bei der Aufklärung von Kapitalverbrechen. Der Fall des Briefträgermörders Reins, der seine Tat wirklich mit Kaltblütigkeit und Umsicht vorbereitet hatte, aber ausgerechnet die Visitenkarte des Geliebten seiner Schwester am Tatort abgab, mit beiden Schwestern und richtigen Pässen mit lautem Getöse nach dem Süden reiste, sich in Genua unter vollem Namen im Hotel anmeldete und sofort gefaßt wurde, ist gewiß auffallend. Die zahlreichen Telephongespräche des Versicherungsmörders T e t z n e r an seine Frau, ebenso wie der am verbrannten Auto zurückgelassene ihm gehörige Gegenstand, Umstände, die leicht zu seiner Festnahme führten, lassen sich angesichts der Überlegung, mit der die Tat vorbereitet und ausgeführt wurde, auch nicht durch Dummheit allein befriedigend erklären. Ähnliches wissen wir von dem bekannten Gattenmörder, dem Zahnarzt Dr. G u t t m a n n und einer Fülle von Fällen, die diese „Mörderdummheit“ fast regelmäßig zum besten Bundesgenossen der Mordkommissionen macht. Ja ich vermute, daß man fast ausnahmslos die gleiche Erscheinung feststellen könnte, wenn die Kriminalpolizei noch bessere psychologische Schulung hätte.

Jedenfalls besteht die Tatsache, daß die Mörder trotz der schweren Strafe, die sie erwartet, in der Regel weit mehr Intelligenz, Umsicht und Überlegung auf die Vorbereitung und Ausführung der Tat verwenden, als auf die Verdeckung der Folgen und ihre Rettung. Da es psychologischer Erfahrung widerspricht anzunehmen, ein Mensch sei bei einer Handlung klug, raffiniert, überlegt und vorausschauend, aber gleichzeitig dumm, unüberlegt und leichtsinnig, so werden wir gezwungen sein, nach den Ursachen dieses Widerspruchs zu suchen. Und es muß uns auffallen, daß die Dummheit, Unüberlegtheit und der Leichtsinn gerade der Selbsterhaltung zugewandt sind, dem stärksten und mächtigsten Impulse aller Menschen, dem Lebenstribe. Den Tiefenpsychologen setzt das nicht in Erstaunen. Die genauere Erforschung zahlreicher Mordfälle ergab immer wieder das gleiche Bild, die auffallende Affinität von Verbrechen und Strafe auf dem Niveau des Trieblebens, der Talion. Der bekannte, von Freud erstmals entdeckte Mechanismus des Verbrechens aus Schuldbewußtsein, der Strafe als einer der Impulse für die Begehung der Tat, hat offenbar — mindestens für die vorwiegend triebhaften Morde — Allgemeingiltigkeit. Das zwingt uns aber zu der Feststellung, daß viele Morde — wahrscheinlich die meisten — begangen werden in der Erwartung der Todesstrafe, daß der Tod eher anziehend wirkt als abschreckt. Besonders instruktiv ist hierzu der Fall K ü r t e n. Dieses ewige Katze-Maus-Spielen mit der Polizei, dieses laut betonte Spiel mit seinen Verfolgern, diese Briefe mit topographischen Skizzen und Mitteilung von Details bis zum endlichen Selbstverrat lassen keinen andern Schluß zu, als daß das sadomasochistische Spielen um seinen Kopf einen wesentlichen Anteil an der Lustqualität seiner Handlungen hatte. Auch die Sorglosigkeit eines H a a r m a n n, der zum Schauplatz seiner Taten ein überfülltes Proletarierhaus wählte, die Leichen herumliegen ließ oder in den nahen Fluß warf und die Kleider seiner Opfer in der nächsten Umgebung verkaufte, gehören hierher. Es ist wahrscheinlich nicht seine Schuld, daß er so lange unentdeckt blieb. Jeder beliebige Kriminalkommissar könnte diese Beispiele endlos vermehren.

Auch die merkwürdige, oft schauerliche Ruhe und Gefaßtheit, mit der manche Mörder die Todesstrafe und ihre Vollstreckung hinnehmen, zwingen zu dem gleichen Schluß, daß nämlich das endliche blutige Ende von dem verbrecherischen triebhaften Impuls mit ins Kalkül gezogen wird, daß also die Todesstrafe, weit davon entfernt abzuschrecken, eher mit ein Anlaß für die Tat ist. In der Person des Mörders vollendet sich so, von seinen Trieben gleicherweise gewollt, Verbrechen und Sühne, er spielt mit seinem eigenen Kopf in der Realität dieses sadomasochistische romantische Spiel, das als

Inhalt der Volksromantik, der Kriminalromane und Schauermärchen ebenso wie in der hohen Literatur von Sophokles bis Dostojewski und den Modernen die Menschen aufrührt und in seiner soziologischen Bedeutung oben bereits gewürdigt wurde. Ein berühmter französischer Kriminalist hat sich daher in feinem psychologischen Instinkt mit der Begründung gegen die Todesstrafe entschieden, daß sie für den Verbrecher erst die Vollendung, die Schlußapothese bedeute, „die Guillotine verleihe ihm erst die ersehnte Gloriole“.

Weil so das Gericht, das die Todesstrafe ausspricht, der Henker, der sie vollzieht und der Mörder gemeinschaftlich Akteure eines schauerlich romantischen, die Phantasie aufpeitschenden, gleichzeitig abstoßenden und anziehenden Dramas sind, das die tiefsten Instinkte aufrührt, das Erwachen verdrängter sado-masochistischer Triebe weckt, den seelisch Unausgeglichene packt und reizt, ist dieses Spectaculum nicht besonders geeignet, ernüchternd und abschreckend zu wirken. Der Normale, Ausgeglichene braucht solche Art von Abschreckung ohnehin nicht, der seelisch Schwache, Schwankende aber wird durch die magische Tragödie eher angezogen als im Verzicht gefestigt.

Die Talion ist eben, wie alle unmittelbar gegen die Triebe gerichteten Einrichtungen, primitiv und unexakt, weil jeder starke aggressive Druck gegen den Destruktionstrieb seine Besetzung mit masochistischer Lust begünstigt. Den Psychoanalytiker vom Fach kann es nicht wundern, das ihm beim Neurotiker sattsam bekannte Spiel mit der Logik der Talion: „Auf Verbrechen folgt adäquates Leiden“ in ihrer masochistischen Verkehrung „durch Verbrechen erwirkt man das Recht auf adäquate Strafe“ und in der mehr sadomasochistischen Synthese „das Erdulden der Strafe kompensiert das Verbrechen, macht den Täter quit mit der Gesellschaft“ auch beim Mörder wiederzufinden. Den Trieben gelingt in dieser Verarbeitung der Sieg der Destruktion über den Druck von außen, der masochistisch-erotisch besetzt und dadurch seiner Wirksamkeit beraubt wird.

Es fragt sich nun aber, ob nicht gegen die Verurteilung des Mörders zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe ähnliche Einwendungen möglich sind. Zweifellos ist auch das Zuchthaus Gegenstand phantastischer Legenden, auch die Zuchthausmauern haben ihr romantisches Klischee. Aber mit dem Spiel um Leben und Tod können sie nicht konkurrieren. Denn der Destruktionstrieb — in der Wendung nach außen Träger der Mordimpulse — kommt, nach innen gekehrt, bei jedem Individuum mit dem Tode schließlich zum Siege. Schon zur Überwindung der in jedem Menschen lauernnden Todesangst wird er daher in hervorragendem Maße lustvoll, d. h. masochistisch besetzt. Der Erfolg einer Abschreckung durch unmittelbare Einwirkung auf

dieses sadomasochistische Wechselspiel der Triebe muß daher immer höchst fragwürdig bleiben. Eine solche Einwirkung wird vielmehr eher schlummernde Triebe wecken und aufrühren, als die Destruktionstendenzen mindern.

Die optimale kriminalpolitische Einwirkung auf die Masse, die beste Form der Verbrechensverhütung also ist vielmehr hier wie immer der Appell an das Bewußtsein und Zufügung von Unlust, nicht von masochistischer Lust. Ernüchternd müssen die Maßnahmen wirken, um die Menschen von Verbrechen abzuhalten, es muß ein augenfällig schlechtes Geschäft sein, ein Verbrechen zu begehen, damit die Menschen auf den Lustgewinn der Aggression verzichten lernen. Darum meine ich, daß besser als die Todesstrafe, besser als jede affektvolle Leideszufügung überhaupt, eine kalte, nüchterne, affektlose Reaktion der Gesellschaft wirken würde. Die dauernde Abschließung des Mörders aus der Gemeinschaft des Volkes, möglichst ohne Romantik und theatralische Umkleidung des Gerichtsverfahrens, dazu der Zwang, für den Rest seines Lebens unter einfachsten Lebensbedingungen für die Opfer seiner Tat hart zu arbeiten, das scheint mir die wirksamste Waffe gegen das Lustprinzip, die — gegenüber dem Menschen von heute — jedenfalls erfolgsversprechende Form der Abschreckung. Eisige, klare, niemals schwankende konsequente Behandlung statt affektvoller Bestrafung wirkt jedenfalls ernüchternder auf die Massen, als Galgen, Richtschwert und alle Marterwerkzeuge der Welt zusammen es könnten. Darum empfinden die Menschen heute noch die „Vertreibung aus dem Paradies“ in der Bibel, die diese psychologische Wahrheit gut zu kennen schien, als den härtesten Schlag, der die Menschheit je getroffen hat.

Daß eine solche Kriminalpolitik auch noch der Richtung der Kulturentwicklung und dem zivilisatorischen Komfortbedürfnis entgegenkäme, wäre ein als angenehm zu verzeichnender Nebengewinn.

Den Zeitpunkt für einen solchen Abbau einer aggressiven Position der Menschen richtig zu wählen, ist aus den eingangs erörterten, sozial-politischen Erwägungen eine nicht unwichtige Aufgabe kluger Realpolitik. Ich fürchte, daß die augenblickliche Lage in Mitteleuropa hierfür nicht gerade günstig ist. Das soziale Gefüge, die libidinöse Bindung der Massen, ist zu stark gelockert, der dadurch befreite Aggressionstrieb flammt aus zu vielen Quellen hervor, radikalisiert das öffentliche Leben und läßt genügend überhitzte Affekte hervorbrechen, als daß es zweckmäßig sein könnte, die Atmosphäre durch eine nicht allzu eilige Reform gerade jetzt noch mehr anzuspinnen.

Die Beziehung Elisabeth=Essex

Eine psychoanalytische Betrachtung

Von

I. F. Grant Duff

Ferdinand Bruckner hat mit dem Schauspiel „Elisabeth von England“ unser Interesse für die merkwürdige Gestalt der Königin Elisabeth neu belebt. Als den Kernpunkt ihres Privatlebens stellt Bruckner ihre Beziehung zu Essex dar. In der Tat war diese problematische Beziehung, die die letzten 18 Jahre ihres Lebens ausfüllte, von lebenswichtiger Bedeutung für sie. Uns, die wir uns für den genetischen Aufbau psychologischer Phänomene interessieren, lockt die Aufgabe, die Kindheit der Elisabeth zu untersuchen und vielleicht von ihr aus ein Verständnis für das Verhältnis Elisabeth—Essex und besonders für die Hinrichtung des Essex zu gewinnen.

Der Vater der Königin, Heinrich VIII., ein Mensch von guter Begabung, schön und gebildet, hatte in seinem Charakter eine starke Beimischung von psychotischen Zügen, insbesondere war sein Liebesleben von krankhaften vor- und unbewußten Phantasien geleitet. Eine dieser Phantasien war, daß, wenn eine Frau ihm keinen Sohn gebärt, seine Ehe mit ihr inzestuös sei, — analog dem Aberglauben mancher Völker, demzufolge Kinderlosigkeit die Strafe für den Inzest ist. Außerdem war er von dem Typus der Männer, die sich nur in eine Frau verlieben können, die schon einem anderen Manne gehört hat; gab sich die Frau ihm aber, dann trat immer ein heftiger Umschwung ein, und er empörte sich, daß die Frau seiner Wahl nicht als reine Jungfrau zu ihm gekommen war.

Er vermählte sich als Jüngling mit der Witwe seines älteren Bruders, der Katarina von Aragon, einer spanischen Prinzessin. Der Papst gab einen Dispens, damit die Witwe sich mit ihrem Schwager vermählen könne, obwohl die Erlaubnis eigentlich nicht nötig war, da die junge Frau noch immer Virgo war. Heinrich hatte viele Kinder mit Katarina, die alle gleich nach ihrer Geburt starben. Nur eine Tochter Marie lebte; sie wurde später die erste regierende Königin von England. Diese glückliche Ehe dauerte mit unwesentlichen Seitensprüngen des Königs 16 Jahre lang. Da begann es in dem Gehirn Heinrichs zu spuken. Katarina hatte keinen Sohn. Sie war jetzt 42 Jahre alt, während er 34 Jahre alt war. Er sagte, daß er Gewissensbisse hätte, daß er im Inzest mit der Frau seines Bruders lebte. Er war auch zu dieser Zeit in eine Hofdame, Anna Boleyn, verliebt. Er bat den Papst um einen Schiedsspruch, der behaupten sollte, daß seine Ehe mit Katarina ungültig, weil gegen die Gesetze

Gottes sei. Der Papst weigerte sich, den ersuchten Schiedsspruch zu geben und die Sache pendelte viele Jahre hin und her. Heinrich lebte indessen mit Anna. Es heißt, daß sie sich ihm lange versagte. Wenn das stimmt, geschah es aus Berechnung, nicht aus moralischen Bedenken, da sie schon vorher Liebhaber gehabt hatte, eine Tatsache, die Heinrich krampfhaft übersah. Wie es auch sein mag, wurde sie für einige Jahre nicht schwanger. Als sie es schließlich doch wurde, hielt Heinrich die Spannung nicht mehr aus, vermählte sich mit ihr heimlich, ohne auf den Papst länger zu warten, und zwang die Geistlichen von England, seine Ehe mit Katarina als gegen die Gesetze Gottes verstoßend zu bezeichnen. Kurz danach wurde die heimliche Vermählung des Königs mit Anna als gültig erklärt. Katarina wurde mit Schmach in ein kleines Landhaus geschickt und Anna mit größter Pracht als Königin gekrönt.

Heinrich und Anna warteten ungeduldig auf den ersehnten Sohn. Lange ehe das Kind geboren wurde, waren die Bekanntmachungen der Geburt eines Sohnes fertiggestellt worden: „*Whereas it hath pleased Almighty God . . . to send unto us . . . a Prince to the great joy etc. etc.*“ Leider war der Prinz nur eine Prinzessin, und obwohl man in den Bekanntmachungen mit einem kümmerlichen *s* den *Prince* zu *Princes* verwandeln konnte (mit dem Buchstabieren nahm man es zu diesen Zeiten nicht so ängstlich wie heutzutage), konnte man leider am Körper des Babys keine Metamorphose zustande bringen. Das Kind erhielt den Namen Elisabeth.¹ Mit drei Monaten wurde Elisabeth von ihrer Mutter fortgenommen und bekam ihren eigenen Hof. Von dieser Zeit an sah sie ihre Eltern selten; sie hatte alles und mehr als alles, wessen sie bedurfte, nur eben die elterliche Liebe nicht.

Indessen protestierten Katarina und deren Tochter Marie gegen die Erniedrigung und das Unrecht, das ihnen der König zugefügt hatte und bestanden auf ihren Rechten. Um Maries Trotz zu brechen, schickte Heinrich sie nach dem Hause Elisabeths, wo die 17jährige als Hofdame der kleinen Bastardin, — wie der Gesandte des Kaisers Elisabeth nannte — verweilen mußte, und wo sie beinahe zur Dienerin erniedrigt wurde. In der Umgebung Elisabeths muß die unglückliche Halbschwester als bedrohliche Gestalt erschienen sein, denn die Stellung von Anna und Elisabeth war gefährdet, solange Marie und Katarina am Leben waren. Heinrichs Verliebtheit in Anna war noch vor Elisabeths Geburt im Abklingen, und die Geburt einer Tochter konnte seine Neigung keineswegs neu anfachen. Es gab nur ein Mittel, durch das Anna sich hätte halten können; hätte sie einen Sohn zur Welt gebracht, so hätte sich ihr Schicksal

1) Dieser Name gibt uns einen Einblick in Heinrichs ambivalente Einstellung zur Tochter, denn so hieß seine kleine Schwester, die als Baby gestorben war und so hieß auch seine Mutter.

anders gestaltet. Zweimal war sie noch guter Hoffnung, aber das erstemal starb das Kind gleich nach der Geburt, das zweitemal war es eine Frühgeburt.

So verlebte Elisabeth die ersten zwei Jahre ihres Lebens in einer unruhigen Atmosphäre von beständiger Angst und Unsicherheit. Eine bedrückende, unbehagliche Atmosphäre. Zweifellos bekam sie auch immer wieder zu hören „Wärest du ein Sohn gewesen, dann wäre es anders gekommen.“ Von Zeit zu Zeit kamen Vater oder Mutter, das Kind zu besuchen, und wir hören, daß Heinrich sein Töchterchen lieb hatte. Sie hatte ihn gewiß enttäuscht, aber er hatte Kinder gern.

Elisabeth war 2 Jahre $3\frac{1}{2}$ Monate alt, als Katarina von Aragon starb. Ihre Mutter war zum drittenmal schwanger, aber man flüsterte wieder von einer neuen Leidenschaft des Königs für eine Hofdame *Jane Seymour*. Heinrich begrüßte die Nachricht von Katarinas Tode mit manischer Freude. Er feierte sie mit einer Hohen Messe, zu der er auch Elisabeth im Triumph mitnahm; Trompeten wurden geblasen und es gab allerlei Festlichkeiten. Heinrich, jetzt 44 Jahre alt, war noch immer ein schöner Mann. In Gelb gekleidet mit einer weißen Feder an der Mütze, trug er Elisabeth in seinen Armen und zeigte sie seinen Lords; dies geschah mehrmals an diesen Tagen der Feste. Man kann sich das Entzücken dieses verlassenen Kindes denken, das plötzlich vom Vater so gefeiert wurde; und sie muß gewußt haben, daß es irgendwie mit dem Tode ihrer Stiefmutter zusammenhing, dieser nie gesehenen Feindin, deren Namen sie so gut kannte. Die Freude Elisabeths und der Anna-Boleyn-Partei war sehr kurz, denn am Tage des Begräbnisses von Katarina kam Anna Boleyn mit einer Fehlgeburt nieder. Jetzt wuchsen die Ängste der Umgebung Elisabeths mit jedem Tage und nicht grundlos. Immer wieder hörte man Geschichten von der Leidenschaft des Königs für Jane Seymour. Es war auch allen Menschen bekannt, daß er sich nach einem Sohne sehnte. Mit Anna war es aus. Sie hatte keinen Sohn bekommen. Der König begann wieder an Gewissensbissen zu leiden. Seine Ehe mit Anna konnte nicht gesetzlich sein, denn sie war mit einem anderen Manne verlobt gewesen, meinte Heinrich, obwohl jener dem widersprach. Inzest hatte er auch mit Anna begangen, denn er hatte mit ihrer Schwester früher Verkehr gehabt. Drei Monate nach Katarinas Tode war Anna in den Tower geworfen und wegen Inzests mit ihrem Bruder und sonstigen Ehebruchs verklagt. Man beschuldigte sie auch, daß sie Katarina vergiftet hätte und den Wunsch hegte, daß Heinrich sterben möge. Und obwohl diese Beschuldigungen keineswegs bewiesen waren, wurde sie zum Tode verurteilt und geköpft.

Die Ehe war bereits für ungültig und Elisabeth, die jetzt 2 Jahre und 8 Monate alt war, als illegitim erklärt. Jetzt begannen die schwersten

Jahre ihrer Kindheit. Sie wurde nun gänzlich von ihrem Vater vernachlässigt. Schon vor Annas Tod wird man sich wenig um das Kind gekümmert haben, denn es war nicht lange danach, als ihre Erzieherin schreibt, daß sie weder Kleider noch Wäsche hätte (als sie starb, soll sie 3000 Kleider gehabt haben). Auch wußte die Erzieherin jetzt nicht, ob das Kind als legitimes oder als Bastard anzusehen sei, noch wie sie sich zu ihm benehmen sollte. Elisabeth hatte nicht wie früher ihren eigenen Tisch und eigenes Essen, sondern aß mit der ganzen Hofhaltung. Die Erzieherin will das geändert haben, sie könne die Verantwortung für die Gesundheit des Kindes nicht auf sich nehmen, wenn das so weiter ginge, denn es sehe allerlei ihm unzuträgliche Fleischgerichte, Obst und Wein, und es sei schwer, dies alles ihm zu verweigern; sie fügt zärtlich hinzu, daß die Elisabeth noch immer zu jung sei, um streng zurecht gewiesen zu werden, und sie müßte sowieso dem Kinde mehr erlauben, als sie für richtig hielte, da es an dem Durchbruch der Backenzähne sehr litt; sonst sei es ein sehr gutartiges Kind. So waren diese Tage Tage der Zahnschmerzen und vielleicht auch Magenschmerzen wegen der zu schweren Kost und Tage der Unsicherheit und Angst in der Umgebung.

Sie war vom Vater gänzlich vernachlässigt und dazu war die Mutter schrecklich gestorben. Was hat die Kleine sich darüber gedacht? Sie muß sich den Kopf zerbrochen haben, was das alles bedeutet. Es war keiner da, der ihr in ihrer Bedrängnis helfen konnte. Sie war zu jung, diese Dinge richtig zu verstehen und so mußte sie sie falsch verwerten. Daß es ihr nicht gelungen ist, die Konflikte dieser Zeit glücklich zu verarbeiten, geht aus der Gestörtheit ihrer Charakterentwicklung hervor. Späterer Geiz, ihre Anfälle von Jähzorn, ihre Eitelkeit, ihre Unfähigkeit, sich zu entschließen, haben in diesen Jahren ihre Wurzeln. (Unter anderem zeigt uns Freud, wie ein Mangel an Vertrauen in den ersten Liebesverhältnissen des Kindes eine Dauerschädigung — die Unfähigkeit sich zu entschließen — hinterläßt.)

Zehn Tage nach der Hinrichtung Anna Boleyns vermählte sich Heinrich mit Jane Seymour. Über diese Vermählung schreibt der Gesandte des Kaisers, nachdem er Jane Seymours Tugend angezweifelt hat: „Darüber wird sich der König vielleicht freuen . . . denn er kann sie heiraten unter der Voraussetzung, daß sie Jungfrau sei und später, wenn er sich von ihr scheiden will, wird er viele Zeugen finden können, die das Entgegengesetzte beteuern.“ Mit Jane Seymour hatte Heinrich einen Sohn, den späteren Edward VI. Elisabeth war jetzt vier Jahre alt. Sie wußte seit Jahren, was das bedeutet, Knabe sein oder Mädchen wie sie. Sie wußte von jeher, daß sie, weil ihr das Plus am Körper, das der Junge hat, fehlte, an einem körperlichen Mangel litt und daß sie sich damit einen großen Teil der Liebe des Vaters und der Mutter verscherzt

hatte. Sie hatte immer wieder Vorwürfe gehört, es war ihr immer wieder nahegelegt, daß sie als Mädchen minderwertig sei, und die leiseste Andeutung oder selbst ein Scherzwort muß ihr schließlich unerträglich erschienen sein. Sie sollte jetzt mit den eigenen Augen sehen, wie gut es ein Knabe hat, denn sie wohnte der feierlichen Taufe des kleinen Bruders bei und sie wurde zum Hofe gerufen (man sagt, um ihm sprechen beizubringen). Welcher Unterschied zwischen ihrem und ihrer Schwester Marie Los und dem dieses verwöhnten Jungen! Sie waren Bastarde und hatten keine Rechte; wenn es dem Vater beliebte, stieß er sie fort.¹

Jane Seymour starb 12 Tage nach der Geburt Edwards. Ihr folgte die deutsche Prinzessin Anna v. Kleve. Mit der lebte Heinrich kaum einige Monate. Er konnte sie nie leiden; aber da sie sich nicht weigerte, sich scheiden zu lassen, bekam sie ein gutes Haus und ein gutes Einkommen, ging an Festtagen zu Hof und liebte die kleine Elisabeth, die oft bei ihr war. Mit sieben Jahren sah Elisabeth die kometenhafte Erscheinung und baldige Hinrichtung der Catharine Howard. Mit diesen beiden Frauen spielte sich dieselbe Komödie ab. Heinrich klagte nach seiner Vermählung mit Anna v. Kleve — ohne allen Grund —, daß sie keine Virgo war. In seiner Beziehung zu Catherine Howard war er blind gegen ihren schlechten Ruf, bis er sie besaß, dann plötzlich wurde er gewahr, was der ganze Hof schon längst wußte und er bis dahin immer überhörte, und er klagte bitterlich, daß er betrogen wäre. Er war so erschüttert, daß man dachte, daß er irrsinnig geworden sei. Nach Catherines Hinrichtung ließ er das Parlament ein Gesetz machen, daß eine Frau Hochverrat begehe, wenn sie den König heirate und ihr früheres Leben nicht streng tugendhaft gewesen sei. Das Volk sagte lachend, daß nur eine Witwe die Bedingungen des Königs erfüllen könne und richtig, jetzt vermählte sich der König mit der zweimal verwitweten Catherine Parr. Catherine Parr war der Elisabeth eine liebevolle Mutter. Da sie selbst gebildet war, interessierte sie sich für Elisabeths schon sehr gute Erziehung. In dieser Hinsicht machte Heinrich keinen Unterschied zwischen seinem Sohn und seinen Töchtern. Sie mußten alles lernen, was zu der Bildung dieser Zeit gehörte. Neben intensivem Studium fremder Sprachen beschäftigte sich Elisabeth mit Weltgeschichte, Astronomie, Mathematik, Logik, Philosophie, Architektur, Musik und Literatur. Diese männliche Bildung muß Elisabeth eine Stütze gegen ihre seelischen Bedrängnisse gegeben haben. Sie brachte das erhöhte Selbstbewußtsein des Könnens mit sich, denn Elisabeth lernte wie im Spiel, und ihre Lehrer

1) Die Einstellung des Vaters muß Elisabeths Penisneid befestigt und enorm verstärkt haben; das kommt wohl öfter in Familien vor, wo keine Söhne sind oder der Vater eine homosexuelle Veranlagung hat.

waren von dem hochbegabten Mädchen begeistert. Als sie 16 Jahre alt war, schreibt ein Lehrer über sie: „Ihr Verstand hat keine weiblichen Schwächen; ihre Ausdauer gleicht der eines Mannes.“ Als sie Kind war, wird man auch solche Vergleiche gezogen und etwa zu Heinrich gesagt haben: „Sie lernt wie ein Junge“ und ihr Vater wird das gern gehört haben. Indem sie lernte, konnte sie also einen Teil männlicher Vollkommenheit erringen, die für ihre Seele Liebe und Sicherheit bedeutete.

Elisabeth hatte in den Urzeiten ihrer Kindheit eine ganz eigenartige Beziehung zu Worten erworben. Worte haben immer etwas Magisches für ein Kind. Für Elisabeth haben aber Worte in gewissem Maße die Bedeutung magischer Gesten für ihr ganzes Leben beibehalten. Wir können uns gut denken, wie diese Einstellung zu Worten auf die Erfahrung aufgebaut war, daß ein Wort des Vaters über Tod und Leben entschied. Die Schmeichelworte, nach denen sie später so sehr verlangte, gaben ihr ein Gefühl des Geschützteins, wie es Primitive und Abergläubische aus magischen Sprüchen gewinnen. Hierin blieb diese hochgeistige Frau primitiv, ihre Prüfung der Realität verließ sie, wenn sie sich mit Worten betrank; sie wird eine Unterstützung für ihre Schmeichelsucht in dem gleichen Benehmen des Vaters gefunden haben und es — vielleicht — von ihm übernommen haben. Die Bildung, die ihr der Vater zuteil werden ließ und die so auf Worte aufgebaut war, muß ihre Beziehung zu Worten, die infantile irrealen aber auch die sublimierte realitäts-angepaßte, enorm verstärkt haben.

Mit neun Jahren war Elisabeth aus unbekanntem Gründen wieder in Ungnade gefallen, für beinahe ein Jahr. Ihr Vater starb, als sie 13 Jahre alt war. Man sagt, daß Elisabeth die Nachricht von Heinrichs Tod mit Tränen aufnahm, aber kurz nachher schrieb ihr Edward: „Ich sehe, daß du an den Tod unseres Vaters mit ruhigem Herzen denkst.“ Elisabeth lebte mit Catherine Parr, die kurz nach Heinrichs Tode dessen Schwager, den Admiral Thomas Seymour, den jüngeren von Jane Seymours zwei Brüdern, heiratete. In diesem Dreieck benahm sich Catherine Parr sehr unklug, denn sie erlaubte ihrem Mann mit der 13jährigen Elisabeth auf allerlei spielerische aber derbe Weise umzugehen, als ob Elisabeth noch immer ein kleines Kind wäre; das Resultat war, daß sie eines Tages Elisabeth in den Armen Seymours fand. Elisabeth wurde vom Hause fortgeschickt, blieb aber doch in freundlichem Briefwechsel mit Catherine, bis diese ein Jahr später im Kindbett starb. Nun versuchte Seymour sich mit Elisabeth zu vermählen. Der 11jährige Edward, der jetzt König war, stand unter der Vormundschaft seines Onkels Edward Seymour, Thomas Seymours älterem Bruder. In Thomas Seymours Versuch, Elisabeth zu heiraten, sah Edward Seymour wohl richtig den ersten Schritt zu einem Plan, ihn zu verdrän-

gen und die Regierung des Landes in die Hände zu bekommen, um am Ende Edwards Nachfolger zu werden; denn Edward war gesundheitlich so zart, daß kaum zu hoffen war, daß er noch lange leben würde. Thomas Seymour wurde darum in den Tower geworfen und mußte seinen Ehrgeiz mit dem Kopf büßen; Elisabeth kam selbst in die größte Gefahr. Ihr Haushofmeister und ihre Erzieherin wurden in den Tower geworfen; darüber erschrak sie sehr und weinte lange. Einsam und ohne Ratgeber erwartete die 15jährige ahnungsvoll ihr Schicksal. Ein gewisser Sir Robert Tyrwhit wurde von Edward Seymour, dem Vormund des Königs, zu ihr geschickt. Er sollte sie zu einer Beichte zwingen, die sie selber und Thomas Seymour beschuldigte. Die Untersuchung dauerte mehrere Wochen und wurde in Gesprächen und Briefen durchgeführt. Aber man konnte Elisabeth, wie die Erzieherin es ausdrückte, nicht dazu bringen, mehr „auszuhusten als es ihr zu beichten paßte.“ Kein erfahrener Rechtsanwalt hätte sie besser verteidigen können als die 15jährige es für sich selber tat. Hier war kein Vogel, der sich in Wortschlingen fangen ließ. Aber die ganze traurige Geschichte scheint sie doch belastet zu haben, denn in den nächsten 4 Jahren war sie andauernd leidend.

Edward, der strenge Protestant, regierte sechs Jahre. Marie, die streng katholisch war, folgte ihm. Die protestantische Partei wandte sich zu Elisabeth, die mit ihr kokettierte, obwohl sie aus Angst vor der Stiefschwester auch in die Messe ging. Sie kam dennoch in Gefahr, denn die Protestanten sahen ihre Religion von einem katholischen Monarchen bedroht und so planten sie, daß ein entfernter protestantischer Vetter Heinrichs sich Elisabeths Person bemächtigen und sie heiraten sollte, um selber König zu werden. Die Verschwörung schlug fehl. Man klagte Elisabeth an, und sie wurde für einige Zeit in Gefangenschaft gehalten. Formal konnte man nichts gegen sie beweisen und nach einigen Monaten wurde sie wieder frei gelassen.

In der Zeit von Elisabeths Gefangenschaft vermählte sich die 39 Jahre alte Marie mit ihrem jüngeren Vetter Philipp (später Philipp II. von Spanien, Sohn Karls V.). Diese Ehe, die einen A u s l ä n d e r und einen K a t h o l i k e n zum König machte, wurde in England verhaßt. Eine Verschwörung folgte der anderen. Immer war Elisabeth an diesen Verschwörungen mehr oder minder beteiligt, doch wurde sie nie wieder in den Tower geworfen, nur streng bewacht. Man sagt, daß diese Behandlung auf Philipps Einfluß zurückging. Für ihn hatte die Person Elisabeths die größte politische Bedeutung, denn stürbe Marie kinderlos, dann stand nur Elisabeth zwischen der schottischen Königin Maria Stuart, die eine Großnichte Heinrichs VIII. war und der englischen Krone. Obwohl sie noch Kind war, war Maria Stuart schon feierlich mit dem Dauphin von Frankreich verlobt, würde sie Königin von England, dann wäre

Frankreichs Macht nicht allein durch Schottland sondern auch durch England verstärkt worden — eine für Philipp sehr unerwünschte Aussicht.

In der Ehe der Stiefschwester sollte Elisabeth nochmals sehen, wie schlecht es einer Ehefrau gehen kann; denn Marie vergötterte ihren jungen Gatten, aber der stand der alternden unschönen Frau kaltblütig gegenüber, und als er überzeugt war, daß sie ihm Kinder nicht gebären werde, verließ er sie. Er mußte zwar auch aus politischen Gründen zurück in die Niederlande, aber er benahm sich dabei mit so harter Kälte, daß man sagt, Marie sei am gebrochenen Herzen gestorben.

Elisabeth war 25 Jahre alt, als Marie kinderlos starb. Marie ernannte sie zur Thronfolgerin, wie Philipp es wollte und wie es auch Heinrich in seinem Testament getan hatte, — und ohne auf ihre Vergangenheit einzugehen, verkündete das Parlament sie einstimmig als Königin. Elisabeth, die Bastardin, die in steter Unsicherheit gelebt hatte, wurde Königin von England. Man muß nicht denken, daß sie darum in Sicherheit kam. Das Land war noch immer zwischen Katholiken und Protestanten geteilt. Die Katholiken wollten sie nicht, denn sie war Ketzerin. Die strengen Protestanten wollten sie auch nicht, denn sie war nicht protestantisch genug. Sie war immer von Meuchelmord bedroht. Sie sagte einmal, daß Philipp II. von Spanien allein sechzehnmal versucht hätte, sie durch Meuchelmord umbringen zu lassen. Die Verschwörung Essex war vielleicht die letzte, aber da war sie 67 Jahre alt.

Es waren nicht diese realen äußeren Gefahren, vor denen Elisabeth so sehr erschrak. Es waren die geahnten Gefahren, die wirkliche Verlassenheit ihrer Kindheit, die allerlei dumpfe unheimliche schleichende Erwartungen in ihrer Seele hinterlassen hatten, von denen sie bewußt kaum etwas wußte, die aber einen Niederschlag in ihrem Charakter hinterließen. Ihre Erfahrungen in den frühesten Kinderjahren, die von immer neuen Erfahrungen erhärtet waren, hatten sie in Angst und Mißtrauen hineingedrängt. Der Vater gab ihr Liebesbeweise nach dem Tode einer Mutter, er verstieß sie nach dem Tode der anderen. Mütter kamen und gingen. Sie war manchmal als ehelich und manchmal als unehelich behandelt. So prägten sich gewisse Dinge ihrer Seele ein unter anderem: man wird nur als Knabe geliebt und zweitens, daß ihre Mutter, bzw. ihre Mütter, also Menschen, die Weiber waren wie sie, zugrunde gingen, wenn der Vater sie geliebt hatte und sie nicht Jungfrauen waren. Ich gehe hier von der Vermutung aus, daß man offen vor Kindern und jungen Leuten sprach. Ich brauche nur auf Romeo und Julia hinzuweisen. Ich vermute nicht, daß ein ganz kleines Kind genau versteht, was die Erwachsenen sagen, aber wir wissen, daß das Kind sachlich denkt, und soweit es von Menschen denkt, bedeutet diese Sachlichkeit, daß es an

Körpervorstellungen haften bleibt. Jungfrau sein oder Knabe sein gehörte für Elisabeth in dieselbe Kategorie, nämlich die der körperlichen Unversehrtheit. Sowohl defloriert sein als auch Tochter sein, bedeutet, daß man einen körperlichen Makel hat, und wer einen solchen Fehler hat, der wird verstoßen oder auch geköpft. Dagegen wird der Sohn — d. h. der Besitzer des vollkommenen Körpers, heiß gewünscht und geliebt. Hierauf stützte sich Elisabeths starres Verharren in Jungfräulichkeit. Sie hatte unzählige Heiratsanträge von allen heiratsfähigen Prinzen Europas durch mehr als dreißig Jahre bekommen und jedem antwortete sie: „Ich will Jungfrau bleiben“. Eine solche Kindheit und Jugend machte es dieser Frau unmöglich, der natürlichen Liebessehnsucht der Frau nachzugeben. Das Bedürfnis nach Zärtlichkeit und Liebe, das glücklichere Menschen in wirklichen Liebesbeziehungen voll befriedigen können konnte sie nur halbwegs real erfüllen, der größte Teil ihrer Liebessehnsucht und Liebesbeziehung fand eine traumhafte Befriedigung in dem Reich der Phantasien. Der Vater, der in ihr einen Jungen finden wollte und sie fortstieß, weil sie kein Junge war, der in seinen Frauen Jungfrauen finden wollte und sie verstieß oder köpfte, weil sie keine Jungfrauen waren, warf seinen Schatten über ihre Liebesverhältnisse. Die Historiker schreiben, daß sie Egoistin war und niemand wirklich lieben konnte. Natürlich: ein Löwendompteur hat eine andere Einstellung zu seinem Lieblingstier als der Schäfer zu seinem Hunde. Aus Angst konnte sie nicht mehr lieben und blieb in sich selber eingesperrt, anstatt sich völlig und glücklich ihrem Liebhaber zu geben. Im Grunde ihrer Seele fühlte sie sich nur sicher als Jungfrau; aber auch die Jungfräulichkeit genügte nicht, denn der Umstand, daß sie Weib war, ließ sie immer wieder an ihrer körperlichen Vollkommenheit zweifeln. Darum hatte sie auch ein so unersättliches Bedürfnis nach Schmeichelei; man mußte ihr immer wieder die Gewißheit geben, daß sie sehr schön sei, das beruhigte sie gewissermaßen.

Als junge Frau soll sie schön gewesen sein mit schlanker Taille, ungefähr 1'60 hoch und sehr schönen Händen. Als sie älter wurde, schwand ihre Schönheit natürlich, und mit dem Alter wuchs ihr Bedürfnis nach Schmeichelei und ihre innere Angst. Um ihren Befürchtungen zu entkommen, kleidete sie sich immer wie als Jungfrau, schminkte sich und trug eine rote Perücke. In ihrer krankhaften Sehnsucht nach der Sicherheit, die ihr nur ein makelloser Körper geben konnte, sah sie am Ende ganz grotesk aus.¹

1) Sie machte sich häßlich auffällig, während sie sich bewußt schön machen wollte. Denken wir daran, daß für ihr Unbewußtes Häßlichkeit dasselbe war wie Weiblichkeit, so sehen wir, wie in der Wirkung ihrer Bemühung eine interessante Überkompensierung ihrer unbewußten Sehnsucht nach erlaubter Weiblichkeit sich durchsetzte.

Ich habe erwähnt, daß Elisabeth für viele Jahre die „größte Partie“ Europas war. In ihrer persönlichen Geschichte spielen nur vier Bewerber eine bedeutende Rolle. Ich habe von ihrer ersten traurigen Liebesgeschichte mit Thomas Seymour und deren tragischem Ergebnis, Elisabeths gestörter Gesundheit, schon gesprochen. Ich möchte hervorheben, daß Thomas Seymour, da er ihre Stiefmutter heiratete, gewissermaßen ihr Vater war; die erste Werbung der Königin Elisabeth hatte auch eine inzestuöse Färbung, denn der Bewerber war ihr Schwager Philipp von Spanien; noch vor ihrer Schwester Tod hat Philipp Elisabeth zu verstehen gegeben, daß er bereit wäre, sie zu heiraten. Eine solche Heirat hätte sie in dieselbe Lage gebracht, in der ihr Vater war, als er sich mit der Witwe seines älteren Bruders vermählte, eine interessante Tatsache, die ich hier nicht weiter verfolgen kann. Philipps Freundschaft zu dieser Zeit — wie auch früher — verdankte Elisabeth viel, denn sie machte es den Franzosen unmöglich, die Ansprüche Maria Stuarts energisch zu fördern; doch, hätte Elisabeth seinen Antrag angenommen, so wäre sie in England gestürzt worden; auch hatte sie sein Benehmen ihrer Stiefschwester gegenüber noch in reger Erinnerung. Sie sagte nicht Nein, aber sie sprach von ihrer Abneigung gegen die Ehe, und da heiratete Philipp nach einigen Monaten eine französische Prinzessin. Schon zur Zeit der Unterhandlungen Philipps mit Elisabeth begann Philipps Gesandter von Elisabeths Gunst zu Lord Robert Dudley (später Graf von Leicester) zu schreiben, und bald sprach ganz Europa davon. In der Tat überhäufte Elisabeth den Dudley mit Gunst, und als seine Frau unter verdächtigen Umständen starb, sagten alle Menschen, daß Dudley sie umgebracht habe, um sich mit der Königin zu vermählen. Manche Menschen glaubten sogar, daß Elisabeth selber eine Mitwisserin vor der Tat gewesen sei. In Paris verhöhnte man sie und ihren Protestantismus. Was ist das für eine Religion, sagte man, in der ein Untertan seine Frau tötet und der Monarch es nicht nur duldet, sondern sich sogar mit dem Untertan verheiraten will. Und man fügte hinzu, daß Elisabeth es hierin dem Vater nachmachte. Elisabeth beteuerte Dudleys Unschuld und ließ nicht von ihm ab. Doch machte sie sich wahrscheinlich viele Gedanken über die Sache, denn etwa zwei Monate nach dem Tode von Lady Robert hören wir, daß sie nicht mehr so gut und gesund aussehe, die Angelegenheit mit Dudley mache sie sichtlich sehr bestürzt. Ihr kluger Minister Cecil (später Lord Burghley) war außer sich, denn Dudley war ganz ungeeignet, König zu sein. Für Elisabeth war er für lange Zeit, ebenso wie ihre königlichen Bewerber, eine Figur in ihrem politischen Schachspiel. Doch zweimal schien es, als ob ihre Leidenschaft für ihn über ihre Vernunft und ihre unermessliche Angst vor Männerliebe siegen werde. Dann besann sie sich im entscheidenden Moment wieder darauf,

daß man des Kopfes nur als Jungfrau sicher sei, bis Dudley auf seine ehrgeizigen Hoffnungen verzichtete; doch blieb er in großer Gunst bis zu seinem Tode.

Der letzte Bewerber war der kleine Herzog von Alençon (später Anjou), der vierte Sohn des verstorbenen Heinrichs II. von Frankreich und Catharinas von Medici. Der älteste Sohn, Franz II., war schon lange tot; der zweite, Karl IX. war dem Namen nach König von Frankreich, aber die wirkliche Macht war in den Händen Catharinas von Medici. Als Elisabeth 39 Jahre alt war, hielt Catharina eine Annäherung an England für nötig und bot Elisabeth die Hand des Herzogs von Alençon an. Da der Bräutigam noch nicht 17 Jahre alt und klein und blatternarbig war, wollte Elisabeth nichts davon wissen, als aber sie ihrerseits eine Annäherung an Frankreich für günstig hielt, fing sie Unterhandlungen mit Catharina dieser Ehe wegen an. Immer wieder zerschlugen sich diese Unterhandlungen, wenn die Notwendigkeit einer Verständigung weniger dringend war.

Elisabeth war schon 45 Jahre alt, als in einem günstigen Augenblick der Herzog selber in die Sache eingriff. Er schickte einen jungen Mann, Jean Simier mit Namen, nach England, der nicht nur von der Politik sprach, sondern im Namen seines Herrn stürmische Liebeserklärungen machte. Seine Worte machten einen solchen Eindruck auf Elisabeth, daß sie aufblühte und sich verschönte. Unter seinem Einfluß entstand ein Briefwechsel zwischen ihr und dem Herzog, der — ebenso wie sein Gesandter — ihr in feurigsten Worten seine Liebe beteuerte. Der Herzog kam auch für kurze Zeit nach London, und eine merkwürdige dreieckige Liebschaft entstand. Man hat den Eindruck, daß Elisabeth sich an der Idee der Liebe und an den Liebesworten berauschte, ohne recht zwischen den zwei jungen Männern zu entscheiden. Nach einer Woche mußte Alençon wieder abreisen und schrieb ihr „Briefe, die Wasser in Brand stecken könnten“. Und sie antwortete, indem sie ihre unerschütterliche Liebe versprach. Als ihr Rat sie nicht nur auf die Vorzüge, sondern auch auf die großen Gefahren einer solchen Ehe vorsichtig aufmerksam machte, weinte sie und schimpfte, wie man daran zweifeln könne, „daß es weise sei, daß sie ein Kind von ihrem eigenen Körper hätte und den Stamm von Heinrich VIII. fortsetzte“. Doch am Ende war sie es selber, die in das nach Frankreich gesandte Protokoll eine Stelle hineinbrachte, die sie später als Schlupfloch für sich benutzen konnte und durch das sie dann tatsächlich durchschlüpfte.

Nichtsdestoweniger waren die Unterhandlungen wieder aufgenommen mit Liebesbriefen und Heiratsversprechungen, die immer weniger echt wurden; und die ganze Sache endete erst kurz vor dem Tode des Herzogs, etwa vier Jahre später, als Elisabeth 49 Jahre alt war.

Außer diesen zwei Liebhabern hatte Elisabeth auch Günstlinge, mit denen sie sich amüsierte.

Sie war 52 Jahre alt, als Essex, 18jährig, an ihren Hof kam. Sie war eine Phantastin und er war ein Phantast, und ihre Phantasien über sich selber rankten sich ineinander und formten so ein Bündnis zwischen den beiden, das nur mit dem Tode beider endete. Mit Elisabeths privatem Mythus sind wir schon einigermaßen vertraut. Sie war die schöne Jungfrau, ewig schön, ewig jung, ewig unantastbar. Sie war die jungfräuliche Königin, vor der die Männer in Ehrfurcht und Leidenschaft knieten. Bis zu einem gewissen Grade schien ihr Hof wirklich ihren Tagtraum mitgemacht zu haben, geblendet nicht von ihrer Schönheit, aber von ihrem Geist. Man wußte auch, daß unter der Herrschaft dieser verschrobenen alternden Frau Englands Ansehen und Reichtum immer höher stieg. Sie wußte auch ihren Willen durchzusetzen, aber mit Schmeichelei konnte man vieles bei ihr erreichen. Aus berechnendem Ehrgeiz und Furcht nannte man sie „Gloriana“ und „Feenkönigin“. Man schmeichelte ihr ganz unverschämt mit einem Gemisch von Bewunderung und Hohn.

An diesen Hof kam Essex mit seinem Privat-Mythus. In diesem war er der Held, der alle Herzen besiegte und gegen Englands Feinde glorreiche Feldzüge machte. Um diesen Traum zu verwirklichen, mußte er erst Elisabeth besiegen. Er war neun Jahre alt, als sein Vater starb. Der Vater war wahrscheinlich oft vom Hause fort in den frühesten Jahren seines Lebens, sodaß die Mutter beim Sohne Vater- und Mutterstelle einnehmen mußte. Das pflegt eine ambivalente Einstellung zur Mutter zu erzeugen. Es bringt oft eine starke Bindung an die Mutter mit sich und kann der Boden für eine starke Verehrung für ältere Frauen werden, auf die die ganze Einstellung zur Mutter übertragen wird. Elisabeth, die als Königin auch Vater und Mutter repräsentierte, paßte glänzend in diese Muttervorstellung. Aber seine ambivalente Einstellung zur weiblichen Autorität machte es ihm unmöglich, sich Elisabeth gehorsam zu fügen. Er benahm sich roh und launisch und am Ende selbst widerspenstig gegen sie. Günstling der Königin zu sein, paßte andererseits sehr gut zur positiven Einstellung zur Mutter und so in seinen Privatmythus. Man muß sich daran erinnern, daß Shakespeares Ausspruch „*Such divinity doth hedge a King*“ für seine Zeitgenossen eine Bedeutung hatte, die uns fremd ist. Für diese hatten gekrönte Häupter wirklich etwas göttliches an sich; diese Aura half Essex, Elisabeths Alter zu vergessen und sie als die Königin seiner Träume anzunehmen. Es waren auch andere Momente vorhanden, die diese zwei komplexbehafteten Menschen zu einander zogen. Sie hatten beide rötliches Haar, denselben schlanken und graziösen Körperbau und sehr

schöne Hände. Sie fanden also etwas Vertrautes einer in dem anderen — denn was ist dem Menschen vertrauter als sein eigener Körperbau? Das mochte Elisabeth zu einem Gefühl der Zuversicht verholfen haben, das für sie nötig war. Das machte es leicht, sich mit ihm zu identifizieren; er wurde für sie das Selbst, das sie so gern gewesen wäre — ein Mann; es war, als ob sein Besitz ihr die fehlende Männlichkeit ersetzte. Heinrich VIII. aber hatte auch rotes Haar, und so mochte Essex durch seine bloße Erscheinung sowohl anziehend für Elisabeth gewesen sein als auch ein leichtes Gefühl von Angst in ihr ausgelöst haben (diese Tatsache mag schicksalsschwer für Essex gewesen sein). Ferner waren Elisabeth und Essex auch Verwandte, denn Essex Urgroßmutter mütterlicherseits war Anna Boleyns Schwester, Mary Boleyn, die Heinrichs VIII. Maitresse gewesen war, und seine Mutter hatte sich in zweiter Ehe mit dem Günstling Leicester vermählt, der noch immer in großer Pracht am Hofe lebte, wo er auch seinen Stiefsohn Essex der Königin vorstellte. Vermutlich hoffte er, daß Essex Gunst in den Augen der Königin finden werde, denn Essex war bildschön, und sie verliebte sich leicht in schöne junge Männer. Diese Hoffnung wurde erfüllt, denn sie verliebte sich über alle Maßen in Essex. Wie tief Essex' Gefühl für sie war, ist schwer zu sagen, aber ohne Zweifel keineswegs so tief wie Elisabeths Gefühl für ihn.

Essex hatte Glanz und Energie, außerdem besaß er die Zähigkeit, seinen Privatmythus an anderen Menschen aufzuzwingen. Viele Jahre hindurch war er der populärste Mann in England wegen dieses Glanzes, seines persönlichen Mutes und wegen seiner Gabe, Menschen an sich zu fesseln. Er hat wenig getan, um seine Popularität zu verdienen. Er wollte als ruhmbeladener Sieger angesehen werden, und es gelang ihm, vor dem Volke als solcher zu stehen, aber die Erfahrung zeigte immer wieder, daß er als Feldherr wenig Begabung hatte; trotzdem wollte er immer wieder Krieg und selber das oberste Kommando haben. Dieser Wunsch war eine immer wiederkehrende Ursache des Zwiespalts zwischen ihm und Elisabeth. Erstens vertrug sie seine Abwesenheit schlecht, zweitens liebte sie Krieg überhaupt nicht und drittens kostete ein Krieg enorm viel Geld und sie gab Geld nie gern aus. Es gab immer mehr Zwistigkeiten zwischen den beiden und die Kluft zwischen ihnen wuchs.

Wieder gab es Krieg. Diesmal war wieder der Streitpunkt, ob Essex ihn führen sollte oder nicht. Endlich gab Elisabeth grollend nach. Essex war als Feldherr nach Irland verschickt. Dort ging er seine Wege, ohne auf die Befehle der Königin Rücksicht zu nehmen und erreichte nichts Nutzbringendes. Elisabeths Zorn wuchs mit seinen Mißerfolgen, ihre Briefe wurden immer wütender. Plötzlich stieg er zu Schiff, landete in England und ritt Tag und Nacht, bis er Nonsuch in der Nähe Londons erreichte, wo Elisabeth sich gerade aufhielt,

Von Kopf bis zu den Füßen beschmutzt nach dem langen Ritt stürmte er in Elisabeths Schlafgemach, wo sie sich eben anzog. Elisabeth begrüßte ihn mit erstaunter Freude, aber die freundliche Stimmung dauerte nur einige Stunden, dann kam der Umschwung. Essex fiel in tiefste Ungnade. Elisabeth konnte sich zu nichts entschließen. Sollte sie ihn strafen oder sollte sie ihm vergeben? Aus Monaten wurde ein Jahr. Noch blieb sie unversöhnlich und unerschütterlich. Essex — der ungeduldige — wurde immer unruhiger. Er hatte schon früher einen verräterischen Briefwechsel mit Jakob von Schottland gehabt, jetzt schrieb er ihm wieder. Allmählich versammelte er um sich eine Gruppe von hitzköpfigen Menschen, die ihn zu allerlei wilden Äußerungen verführten und ihn endlich zu dem Versuch drängten, sich der Person der Königin zu bemächtigen. Jetzt zögerte Elisabeth nicht länger. Sie ließ ihn vor Gericht stellen, und er wurde zum Tode verurteilt. Sie liebte ihn und hätte ihn begnadigen können; denn das Volk verehrte ihn noch immer als Helden, dennoch begnadigte sie ihn nicht. Die ganz unbesonnene Verschwörung war an sich gewiß nicht bedrohlich und Essex war nicht der Mann, um einen solchen Plan erfolgreich zu Ende zu bringen. Seine Gefährlichkeit lag in seiner Zügellosigkeit, in seiner Talentlosigkeit, seiner rastlosen Energie, in seinem Ehrgeiz und in der Tatsache, daß er mit allen diesen Eigenschaften Anziehung ausübte und enorme Popularität besaß. Hier lag die wirkliche Bedrohung und — gewissermaßen — ein realer Grund, das Urteil gegen ihn nicht aufzuheben. Bemerken wir außerdem, daß Elisabeth es zweimal in ihrer Jugend beinahe mit dem Kopf gebüßt hat, daß ein geliebter Mann oder wenigstens ein Prätendent versucht hatte, sich ihrer Person zu bemächtigen, so muß der Versuch des Essex alte Ängste neu aufgewühlt haben, ja vielleicht auch uralte. Aber wir tauchen hiermit in die Tiefe und fragen nach Motiven, von denen Elisabeth selber überhaupt nichts wußte, die an ihre längst vergessenen infantilen Befürchtungen anknüpften.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf ein Geschehnis in Elisabeths frühester Kindheit zurückgreifen, das ich schon erwähnt habe. Ich weise auf das Ereignis hin, wo Heinrich in Siegeslaune wegen des Todes von Katarina von Aragon auch Elisabeth hoch feierte. Ein Kind in diesem Alter muß das alles auf sich selber bezogen haben. Sie liebte ihren Vater wie andere kleine Mädchen und wollte wieder geliebt sein. Wie andere kleine Mädchen war sie wohl eifersüchtig auf die Mutter. Es kann sein, daß sie ein sehr eifersüchtiges Kind war; als Erwachsene war sie jedenfalls eifersüchtig bis zu einem pathologischen Grade. Sie hatte als Kind besondere Gründe, auf die Mutter eifersüchtig zu sein, denn die Mutter lebte im gleichen Hause mit dem Vater und konnte ihn zu jeder Zeit sehen, während sie selbst entfernt von dem Vater lebte. Sie wußte aus Gesprächen ihrer Umgebung, daß Katarina, ihre Stiefmutter, eine

bedrohliche unversöhnliche Gegnerin war, die ihr den Vater irgendwie wegnehmen wollte. Jetzt war die böse Frau tot und jetzt liebte der Vater sie, die Elisabeth. Aber nach dem Feste ließ er sie doch nicht bei sich und sie muß sich gefragt haben, warum? Hat sie dann gedacht und gehofft, stürbe nur meine eigene Mutter, dann würde der Vater mich immer so lieben wie in jenen schönen Tagen?¹ Und dann kam das Erhoffte; und in welcher Art? Der Vater selbst hat dasselbe gewünscht wie sie. Der Vater hat ihre Mutter, die beneidete Nebenbuhlerin, umgebracht. Und dann! Der Vater heiratete Jane Seymour und sie, Elisabeth, sie wurde gänzlich mißachtet und verworfen. Selbst als Tochter wollte der Vater sie nicht mehr gelten lassen, sie war zur Bastardin erniedrigt. Warum? Ihre Frauen sagten, sie sei schuld daran, daß die Mutter gestorben sei. „Wenn das Kind da ein Junge gewesen wäre, wäre die arme Königin immer noch am Leben.“ Man wird auch in Anwesenheit des Kindes über Annas Prozeß geflüstert haben, es läge eine Klage gegen sie vor, daß sie des Königs Tod wünsche, und daß sie Katarina von Aragon vergiftet habe. Solche Gespräche müssen die Angst des Kindes gespeist haben. Konnte man die Mutter köpfen lassen wegen solcher Gedanken, dann könnte man ohne Zweifel sie selber, die so klein war, umbringen lassen. Nun aber hatte sie nicht allein gesündigt. Sie und der Vater zusammen — obwohl unabhängig von einander — hatten die Mutter fortgewünscht, er aber ging frei aus und sie wurde bestraft. Der Vater durfte so etwas tun, aber sie nicht! Wegen ihrer Schuld war sie verstoßen. Wie mag ihre Reaktion gewesen sein, als sie einsah, daß aus dem ganzen schönen Tagtraum, vom Vater geliebt zu werden, nichts geworden war? Wir wissen nichts, wir müssen aber vermuten, daß sie sehr darunter litt.

Wir haben gesehen, in welche Schwierigkeiten Elisabeth von ihrer Umgebung gedrängt war wegen der Tatsache, daß ihr Geschlecht die Eltern enttäuscht hatte, wie sie die Tatsache des Weibseins in Verbindung mit der Hinrichtung der Mutter brachte, was für Phantasien sie darüber dichtete, und wir sahen die „*reaction patterns*“, Reaktionsschablonen, die aus diesen Phantasien entsprangen. War die Kleine auch mit den hier oben erwähnten Gedankengängen geplagt, so können wir noch leichter verstehen, daß sie durch diese Geschehnisse in einen Konflikt geraten ist, den sie nicht erledigen konnte und der imstande war, ihr Charakterbild zu verzerren. Wir haben auch andere Hinweise, die auf

1) Man kann annehmen, daß diese plötzliche ungewohnte Gunst, die der Vater ihr erwies, ihre genitalen Wünsche frühzeitig in die Höhe trieb, und daß mit der erhöhten Liebe zum Vater die Eifersucht auf die Mutter auch stärker wurde; aber wegen der grellen Enttäuschung und aus der Angst, die mit ihr verbunden war, konnte sich die genitale Stufe nicht halten und die Libido regredierte wieder auf die anal-sadistische Stufe, was ihrer Charakterbildung die zwangsneurotische Form gab, die bei ihr so offenkundig ist.

ein starkes Schuldgefühl wegen Anna Boleyns Tod deuten. Ihre spätere Einstellung zu ihrer Mutter paßt gut zu dieser Vermutung. Als ihre Stiefschwester Marie auf den Thron kam, war beinahe das erste, was sie als Königin tat, daß sie die Rehabilitation ihrer Mutter zu erreichen suchte. Elisabeth hat im Gegensatz dazu garnichts getan, um das Gedächtnis ihrer Mutter zu klären. Man sagt von ihr, daß sie in späteren Jahren niemals irgend eine Meinung über die Mutter aussprach, nicht einmal ihren Namen erwähnte sie. Es ist, als ob sie die Mutter gänzlich vergessen wollte.

Elisabeth neigte zu einer anhänglichen (obwohl ambivalenten) Treue zu den Menschen, die ihr näher standen, ein Charakterzug, den man aus den Erlebnissen im Zusammenhang mit Anna Boleyns Tod verstehen kann; man kann auch hieraus die durchaus freundlichen Beziehungen zu ihren Stiefmüttern erklären; die feindseligen Wünsche gegen die Mutter hatten so schreckliche Folgen, daß sie danach derartige Regungen peinlich unterdrückte und um die Liebe ihrer Stiefmütter warb. Haß war ein Vorrecht des Vaters. Er durfte seine Liebesobjekte wechseln und umbringen, sie nicht. Wo der Vater untreu war, war sie treu. Bis auf Essex hat sie ihre Liebesobjekte weder geköpft noch umbringen lassen. Strachey meint, daß mit der Hinrichtung des Essex Elisabeth sich an dem Vater rächte für das ihr angetane Unrecht der Weiblichkeit. Indem sie Essex liebte und fürchtete, konnte er leicht für den Vater stehen (denken wir an sein rotes Haar). Sie hatte soviel schlechtes vom Vater erlebt, nur weil sie Weib war, daß es unvorstellbar ist, daß sie nicht weitgehende Rachephantasien gegen ihn hegte, die sie aus Angst vor den Folgen unterdrücken mußte. Essex war der erste Mensch, der ihr näher stand, von dem sich Elisabeth, seitdem sie Königin war, bedroht fühlte. Seine Macht über sie muß sie als bedrohlich empfunden haben. Er selber schien die Meinung ausgesprochen zu haben, daß man nur durch Autorität mit ihr umgehen könne. Und er benahm sich demgemäß. Er war starrköpfig und unlenksam. Ob er Recht oder Unrecht hatte, er bestand darauf, daß sein Wille geschehe. Elisabeth hat sich selber über Essex in diesem Sinne geäußert. Sie sagte, da es Essex gefiele, jede Gelegenheit auszunutzen, um das Entgegengesetzte von dem, was sie wollte, zu tun und ihre Person zu mißachten, habe sie ihn zwei Jahre lang gewarnt, er möge „ihr Szepter“ nicht bedrohen, sonst müsse sie ihn nach den Gesetzen Englands bestrafen. Erinnern wir uns: insofern sie Anna Boleyns Kind, d. h. weiblicher Herkunft war, war sie Bastardin (das ist Weib) und bedroht; insofern sie Heinrichs Kind, d. h. männlicher Herkunft war, war sie fähig, Monarch zu sein. Nahm man ihr also ihr Szepter, ihren Anteil am Vater, weg, dann war es aus mit ihr. Hier vermischten sich Realität und unbewußte Phantasien. Aber Essex war Elisabeth nicht nur poli-

tisch untreu gewesen, er war in ihr Zimmer eingedrungen und hatte sie — die alte Frau — ohne ihre Rüstung von jugendlicher Schönheit, die aus jungfräulichen Kleidern, Juwelen, Schminke und Perrücke bestand, gesehen, Später hat er sie mit gewissen schmähhlichen Worten aufs tiefste beleidigt. In einer Zeit größter Spannung zwischen ihm und Elisabeth geschah es, daß man vor ihm über die Eigenschaften der Königin sprach und er im Zorn ausrief: „Die Königin ist eine alte Frau geworden und ihre Eigenschaften sind so krumm wie ihr Gerippe.“ Diese Worte kamen Elisabeth zu Ohren. Wir haben gesehen, wie sehr Elisabeth Worte überschätzte, wie sie sich aus ihrer tiefen Unsicherheit heraus mit einer Schutzmauer von Schmeichelei zu umgeben versuchte. Solche beleidigende Worte aus dem Munde des geliebten Mannes müssen sie getroffen haben wie Josuas Trompetenschall die Stadt Jericho. Wie jene Mauern, fielen ihre schützenden Wortmauern in Trümmer. Sie stand da wie entblößt und wehrlos vor allen Menschen und noch mehr vor sich selber. Für ihre innerste Seele bedeutete das Todesgefahr. Diese Worte trafen also dieselbe empfindliche Stelle wie die Bedrohung ihres Szepters, d. h. diese zweifache Untreue — die politische und die intime — wühlte alle die infantilen Befürchtungen wegen ihrer Weiblichkeit auf. Ich glaube, daß Strachey in seinem Buch das richtige getroffen hat, wenn er in diesem doppelten Verrat die Brücke zu Elisabeths Identifikation mit ihrem Vater als dem Mörder der Geliebten sieht. „*He — Essex — would find that she was indeed the daughter of a father who had known how to rule a kingdom, and how to punish the perfidy of those he had loved the best.*“ Sie liebte Essex ja am allermeisten, und eben darum war die Bedrohung ihrer phantasierten Männlichkeit für sie so furchtbar, denn für sie bedeutete Männlichkeit nicht nur die Genugtuung ihrer narzißtischen Selbstliebe und nicht nur Sicherheit des Lebens, sondern auch Sicherheit des Geliebtwerdens. In der Untreue ihres Geliebten erlebte sie außerdem die Untreue des Vaters wieder, der sie auch verlassen und verstoßen hatte. Die längst vergessene Enttäuschung und der Haß, der aus ihr entstanden war, lauerten immer auf die Gelegenheit zur Rache. Elisabeth hatte in einer harten Schule gelernt, ihren Haß gegen die Eltern aufs tiefste zu verdrängen, aber in dieser Zeit, da eine reale Situation den unbewußten infantilen Ängsten und Haßregungen eine Unterstützung bot, überumpelten die lange unterdrückten Racheimpulse die verdrängenden Instanzen, und der Wille zum Töten brach wieder hervor. Essex war das Opfer.

Zuerst schien Elisabeth unberührt von Essex' Tode, dann verfiel sie in tiefste Trauer. Sie neigte seit ihrer Jugend zu Depressionen, aber nach Essex' Hinrichtung wurde sie ausgesprochen melancholisch. Sie vernachlässigte ihre Kleidung, aß schlecht und trauerte und sprach von Essex unter vielen Tränen.

Psychoanalytische Forschungen haben gezeigt, daß der Trauernde sich oft mit dem geliebten Gestorbenen identifiziert. Elisabeth trug jetzt stets ein Schwert bei sich, als ob sie damit symbolisch Essex in seiner Männlichkeit darstellen wollte. Das Übermaß ihrer Trauer läßt uns daran denken, daß das Gefühl der Einsamkeit und des Elends, das der Tod Essex' mit sich brachte, durch die zwar längst vergessenen, doch nie erloschenen Schuldgefühle und Befürchtungen wegen der infantilen Todeswünsche gegen die Eltern verstärkt war.

Sie starb mit siebzig Jahren, kaum zwei Jahre nach Essex' Tod. Die physische Ursache ihres Todes war wahrscheinlich eine Grippe, aber ihre seelische Misère machte einen solchen Eindruck auf ihre Umgebung, daß einer schrieb: „In drei Wochen schwand sie dahin, aber es schien mehr aus Qual des Geistes als aus körperlichen Beschwerden hervorzugehen.“

Bibliographie

- Bekker, Ernst: Elisabeth und Leicester. 1890.
Birch, Thomas: Memoirs of the Reign of Queen Elizabeth. 1754.
Chamberlin, Frederik: The Private Character of Queen Elizabeth. 1921.
Creighton, Mandell: Queen Elizabeth. 1906.
Flügel, J. C.: On the Character and Married Life of Henry VIII. Intern. Journ. of Psychoanalysis Vol. I. 1920. (Deutsch in „Imago“, VII, 1921.)
Friedmann, Paul: Anne Boleyn. A Chapter of English History. 1884.
Heywood, Thomas: Englands Elizabeth. 1631.
Hope, Anne: The First Divorce of Henry VIII. 1894.
Hume, Martin: The Courtships of Queen Elizabeth. 1896.
Leti, Gregor: La Vie d'Elizabeth d'Angleterre. Tome I 1694.
Mummy, Frank: The Girlhood of Queen Elizabeth. 1909.
Stone, J. M.: Mary The First Queen of England. 1901.
Strachey, Lytton: Elizabeth and Essex. 1928.
Strickland, Agnes: The Life of Queen Elizabeth. 1848.
Wilbraham: Journal of Sir R. Wilbraham, The Camden Miscellany, Vol. X.

Der Ödipuskomplex bei Werfel und bei Wassermann

(Politischer Gegensatz oder erotische Rivalität?)

In der Schriftenreihe „Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur“ (Walter de Gruyter & Co., Berlin 1931) ist jetzt in zwei selbständigen Teilen eine Arbeit von Kurt K. T. Wais über „Das Vater-Sohn-Motiv“

erschienen. Über den durch den Titel der Schriftenreihe gekennzeichneten Rahmen hinausgehend berücksichtigt die Arbeit auch die außerdeutsche Literatur.

Der erste Teil (die Zeit bis 1880 umfassend) besteht aus 6 Kapiteln. Sie behandeln das Motiv bis etwa 1700 (mit einem besonderen Abschnitt über Shakespeare), den Kampf gegen den tyrannischen Vater in der Aufklärung, die Verdammung des pietätlosen Sohnes in der Wertherzeit, den Kampf gegen den Vater in der Generation der französischen Revolution (begrifflicher Weise besonders Schiller berücksichtigend), den pietätvollen Elternkult der Romantik und die Verdammung des Vaters und den Triumph des Sohnes in der realistischen Epoche 1830—1880 (Stendhal, Heine, Börne, Hebbel, Dostojewski, Strindberg, Samuel Butler usw.).

Der Zeit von 1880 bis 1930 ist der zweite Teil gewidmet. Der pietätvolle Vaterkult der Neuromantik (etwa 1895—1920, Rilke, Kassner, Hofmannsthal, Barrès, Claudel, Proust) wird gesondert behandelt, im übrigen in der eigentlichen vaterfeindlichen Einstellung unterschieden: eine pessimistische Strömung (fatalistische Auffassung des Konflikts, z. B. bei Ibsen, Hauptmann, Schnitzler), eine pietätlose Strömung bis zum Weltkrieg und eine radikal pietätlose Strömung der Revolutionsgeneration um 1918 (Hasenclever, Werfel, Unruh, Leonhard Frank, Barlach, Bronnen usw.).

Schon aus den bisherigen Angaben geht hervor, was die Arbeit von Wais in den Augen des Psychoanalytikers besonders charakterisiert. Sie ist historisierend. Nicht das individuelle Schicksal des einzelnen Dichters, die Phasen und Störungen seiner infantilen Entwicklung seien es, die bestimmen, wie das Vater-Sohn-Motiv in seinen Werken zur Gestaltung gelangt, sondern hauptsächlich der Zeitgeist. Die psychoanalytische Literatur kennt der Verfasser zum Teil, er weiß einiges vom Ödipuskomplex, von Freuds Traumdeutung, von der Rolle der Urtat in Totem und Tabu, von den Hamletdeutungen, von Storfers „Sonderstellung des Vaternmords“ und Federns „Vaterloser Gesellschaft“, und insbesondere den Rohstoff in Otto Rank's monumentaler Arbeit über „Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage“ weiß er mit Nutzen zu lesen, aber in der Hauptsache kann er sich mit der Psychoanalyse nicht befreunden. Vielmehr will er nachweisen, daß der Vater-Sohn-Konflikt „nicht aus sexuellen, also allgemein menschlichen“, sondern „aus geistesgeschichtlichen, also zeitlich bedingten“ Ursachen behandelt wird. Er leugnet die Rivalität zwischen Vater und Sohn um die Mutter als Fehdeursache; die Ursachen seien in überwältigender Mehrzahl weltanschauliche, politische Konfliktelemente, die das Vater-Sohn-Motiv als Teilerscheinung umfassenderer geistesgeschichtlicher Bewegung erscheinen lassen. An unbewußte Determinierungen denkt Wais überhaupt nicht, das Wort „unbewußt“ kommt in der ganzen Arbeit kaum

vor. Und eben zufolge dieser ahnungslosen Einstellung bloß auf das Manifeste liefert der Verfasser, ohne es zu wissen und zu wollen, manch wertvollen Beitrag zur Kasuistik des Odipuskomplexes. Der Psychoanalytiker wird seine Arbeit jedenfalls als eine willkommene Materialergänzung zum „Inzestmotiv“ Ranks ständig im Auge behalten müssen. Insbesondere auch, was die Literatur der jüngsten Jahre anbelangt. (Die 2. Auflage der Rankschen Arbeit ist ja auch schon fünf Jahre alt.)

*

Von den neueren Dichtern behandelt Wais ziemlich ausführlich die lyrischen, erzählenden und dramatischen Werke von Franz Werfel. Werfels Lyrik bis zur Revolution sei stimmungsgemäß durchaus noch in den Pfaden der Neuroromantik gewandelt. „Wenn dem Dichter auch damals schon das Thema von Haß und Zwist zwischen Vater und Sohn nicht fremd sein mochte, so war seine Dichtung damals noch viel zu wenig aggressiv, und der ‚Weltfreund‘ Werfel, der die alten Dinge und alten Menschen besang, noch viel zu weich und zärtlich allen Kreaturen gegenüber, als daß er gerade den Vater ausgenommen und Haßgesänge gegen ihn geschrieben hätte.“ Dem Gedicht „Vater und Sohn“ (1911) liegen bereits Konflikte mit seinem eigenen Vater zugrunde. Aber hier liegt noch kein haßerfüllter Kampf zwischen Vater und Sohn vor, und die beiden Schlußstrophen bringen „den für alle Prager Lyriker so bezeichnenden Ausdruck ‚Rührung‘ und den transzendenten Versöhnungsregbogen über den realen Zwist“. Auch im Gedichte „Der Reine Mensch“ (1915/16) wird der Haß gegen die Eltern abgelehnt. „Erst seit 1918, dem Jahre der Revolution, wo Werfel mit der Arbeit am ‚Spiegelmensch‘ begann, verändert sich seine Auffassung des Konflikts in eine entschlossenerere und radikalere Ablehnung des Vaters.“

Das Jahr 1918 ist für Wais nicht nur das Revolutionsjahr, sondern auch das Jahr, in dem Paul Federns Broschüre „Die vaterlose Gesellschaft“ erschien. Er bespricht sie ausführlich und entschuldigt sich dafür:

„Man verzeihe die ausführliche Besprechung dieser Broschüre, aber ich irre mich wohl kaum, wenn ich vermute, daß der noch im gleichen Jahr entstandene große Vater-Sohn-Roman Franz Werfels in seinen theoretischen Teilen maßgebend von ihr beeinflusst wurde... Als Werfel im Jahre 1918 mit der Arbeit an seinem Meisterwerk, der Phantasmagorie ‚Spiegelmensch‘ begann, hatte er eine weit bestimmtere Stellung dem Problem gegenüber gewonnen, nicht zum wenigsten unter dem Einfluß der Psychoanalyse, der er, nach anfänglicher Gleichgültigkeit, um eben diese Zeit sich näherte und der er vor allem in seinem Romanfragment ‚Die Schwarze Messe‘ seinen Tribut entrichtete. Und wenn er auch noch in der Ananthes-Szene seines ‚Spiegelmensch‘

der Psychoanalyse recht boshaft mitspielt, so ist ihr positiver Einfluß doch nicht zu übersehen: wenn sein Held Thamal im I. Teil glaubt, er könne seinen Vaterhaß als infantiles Rudiment leichthin von sich werfen, zeigt er Kenntnis Freudscher Terminologie. (Mein Vater? Dieser Punkt ist schwach. / Als Knabe schon hab' ich ihn totgeträumt. / Das war ein wilder Traum-Schmerz damals; — / Der ist nun lange schon fortgeräumt.)“

Den Gedankenmord Thamals an dem Vater begründet Werfel selbst wie folgt: „Thamal tötet den Vater durch einen Haßgedanken, den er nicht zu unterdrücken vermag. Er tötet ihn wegen des Erbteils [symbolisch-biologisch!], das ihn beherrscht und das er doch nicht ausbezahlt bekommt, ohne seine Persönlichkeit dem Väterlich-Hergebrachten in jedem Sinne zu unterwerfen.“

In der Prosaphantasie „Spielhof“ (1920) ist ein Mensch auf der Suche nach einem verlorenen Traum. „Die psychoanalytische Deutung“ schreibt Wais, „lehnen wir als gekünstelt ab.“ Er meint G. H. Grabers Abhandlung „Über Regression und Dreizahl“ in „Imago“ IX, 1923.

Während der Sohn Thamal durch böse Wünsche und Brutalitäten schuldig wird, wird der geistige Vatermörder in der Novelle „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“ (1920) als vollkommen schuldlos erklärt. Es heißt bei Werfel: „Die Tragödie — Vater und Sohn — ist wie jede andere über einer Schuld gebaut. Wollen Sie die Schuld dieser allgemeinen menschlichen Tragödie wissen? Sie heißt: gierig unstillbare Autoritätssucht; sie heißt: Nicht-beizeiten-Resignieren-können!“

„Diese Tragödie“ — heißt es an einer anderen Stelle bei Werfel über Sophokles — „ist eine wahre Fundgrube der Metaphysik der Menschen... Jeder Vater ist Laios, Erzeuger des Ödipus, jeder Vater hat seinen Sohn in ein ödes Gebirge ausgesetzt... Jeder Sohn aber tötet mit Ödipus den Laios, seinen Vater, unwissend und wissend den fremden Greis, der ihm den Weg vertritt.“

„Bis hierher“ — bemerkt dazu Wais — „wäre die Novelle nichts als eine psychoanalytische Programmschrift, durchbräche nicht der Dichter und Romantiker Werfel das starre Schema der Vaterhaßdoktrin... Bis urplötzlich der Haß von ihm abfällt und er dankbar ist, daß der Vater sein und nicht er des Vaters Blut vergossen hat.“ — „In seinen späteren Romanen ‚Der Abituriententag‘ (1928) und ‚Barbara‘ (1929) hat Werfel beiläufig, bis in Charaktere und Milieu genau, den Konflikt aus ‚Nicht der Mörder...‘ abermals variiert.“ (Man beachte übrigens die Besprechung des Romanes „Nicht der Mörder...“ durch K o l n a i in „Imago“, VII, 1921.)

Auffällig ist, daß Wais das Vater-Sohn-Motiv in Werfels „Bockgesang“ nicht erkannt hat, es jedenfalls nicht erwähnt.

*

Neben anderen Erzählern der Gegenwart behandelt Wais auch Jakob Wassermann. Als „letzten Gipfel“ seines in den Kriegsjahren entstandenen Romans „Christian Wahnschaffe“ lasse Wassermann einen Vater-Sohn-Konflikt ausbrechen. „Der Konflikt ist hier mehr ein Ideenkonflikt (Menschenliebe-Mammonkult) als ein persönlicher; jedenfalls läßt er an Entschiedenheit nichts zu wünschen übrig.“

Auch der Vater-Sohn-Konflikt im „Fall Maurizius“ sei das Fundament eines breiteren „Ideenkonflikts“. Im kalten Haus eines strengen Vaters, des Generalstaatsanwalts, wächst der wunderbar reine Knabe Etzel auf — ohne Liebe: der Vater hat keine Zeit dazu, ohne Mutter: der Vater hat die Ungetreue verbannt. Scheu und geduckt, in unbewachten Augenblicken „sah er den Vater an wie einen Turm, der keinen Zugang hat, keine Türen, keine Fenster, der nur gewaltig ragt und von unten bis oben Geheimnisse birgt“. Das Ziel, das sich der Sohn des Generalstaatsanwalts setzt, der Nachweis eines Justizirrtums im Falle Maurizius, ist gleichzeitig die Axt an die väterliche Wurzel. Durch den Nachweis des Justizirrtums nach 18 Jahren stürzt der Sohn das gesamte Lebenswerk des Vaters um. Selbst die verstoßene Mutter kehrt triumphierend zurück. Der naheliegende Verdacht, daß es sich überhaupt um einen Kampf zur „Rettung der Mutter“ handeln mochte, taucht bei Wais natürlich nicht auf. Wir hingegen möchten in diesem Zusammenhang auf eine andere Erzählung Wassermanns hinweisen. Der kleine Held der Novelle „Schläfst Du, Mutter?“ ergeht sich in Träumen und Tagträumen. Und in diesen Träumen muß er „so stark oder gar stärker als der Vater“ sein, von dem er träumt, daß er die Mutter als roher Verfolger mit der Peitsche blutig schlägt. (Vgl. dazu H i t s c h m a n n, Zum Werden des Romandichters. Imago I, 1912).¹

*

Es ist bezeichnend, daß Wais die ganze Arbeit mit Worten des Neoromantikers Rudolf Kassner abschließt: „ . . . daß die Psychologie [d. h. die Psychoanalyse] mit ihrem Vater- und Sohn-Motiv, dem Vaterkomplex usw. in eine Sackgasse geraten sei, vielmehr den Menschen in eine solche gebracht habe . . .“

St.

1) In der 1931 erschienenen Fortsetzung des „Fall Maurizius“, dem Roman „Etzel Andergast“, den Wais noch nicht kennen konnte, steht das Odipusmotiv im Mittelpunkt des tragischen Konflikts zwischen dem jungen Andergast und seinem „Wahlvater“ Kerkhoven, dessen Frau Marie für den „Sohn“ Geliebte und Mutter zugleich wird.

Eigentümer und Verleger:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

SIGM. FREUD

Zeitgemäßes über Krieg und Tod

Geheftet Mark 1'—

SIGM. FREUD

Das Unbehagen in der Kultur

Geheftet Mark 3'40, in Ganzleinen Mark 5'—

EMIL LORENZ

Der politische Mythos

Geheftet Mark 3'—

„In der Durchleuchtung der Seele von Revolutionen spürt er mit unendlich scharfsinnigem und feinfühligem Geiste, geschult an den modernsten Methoden psychoanalytischer Forschung, den inneren Ursachen und Antrieben von Massenbewegungen nach und findet in den Trägern dieser Umstürze geheime unbewußte Motive wirksam, die er geistreich bis zu den Keimzellen und Urformen zurückverfolgt.“ („*Freie Stimmen*“)

ERWIN KOHN

Lassalle, der Führer

In Ganzleinen Mark 6'—

„Aus der Fülle des Materials und der überall durchblitzenden Helle entsteht ein geistiges Bild des Arbeiterführers, das in seiner Zwingkraft beinahe schmerzt. Ausgezeichnet das Kapitel über die psychische Struktur des Führertums . . . Interessant die Gegenüberstellung der ganz wesensverschiedenen Führer Marx und Lassalle.“ („*Volksrecht*“, Zürich)

Sigm. Freud

GESAMMELTE
SCHRIFTEN

Elf Bände in Lexikonformat

In Ganzleinen: Mark 220.- (schweiz. Frk. 275.-)

In Halbleder: Mark 280.- (schweiz. Frk. 350.-)

Hermann Hesse in der *Neuen Rundschau* :

„Eine große, schöne Gesamtausgabe, ein würdiges und verdienstvolles Werk wird da unter Dach gebracht“

Peter Panter in der *Weltbühne*:

„Elf Bände, die die Welt erschütterten“

Prof. Raymund Schmidt in den *Annalen der Philosophie* :

„Druck und Ausstattung sind geradezu aufregend schön“

Dr. Max Marcuse in der *„Zeitschrift für Sexualwissenschaft“* :

„Nur mit tiefer Bewegung wird man sich klar, daß es hier galt, das Lebenswerk Freuds, das fortan nicht nur der Geschichte der Medizin, sondern schlechthin der Wissenschaftsgeschichte angehört, abzuschließen und in der endgültigen Fassung der Nachwelt zu vermachen“

Ausführliche Prospekte auf Verlangen durch :

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien, I., Börsegasse 11

Soeben erschien in 2. Auflage

August Aichhorn

Verwahrloste Jugend

Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung

Mit einem Geleitwort von **Sigm. Freud**

Geheftet Mk. 6'—, in Ganzleinen Mk. 8'—

Aichhorns Buch trägt die Bestimmung in sich, an aufklärender Erziehungsarbeit viel beizusteuern. Durch die Bildhaftigkeit seiner Ausdrucksweise, durch seine geschickte Verbrämung der praktischen Fürsorgeergebnisse mit den theoretischen Erklärungen hat er diesen zehn Vorträgen die Spannung von der ersten bis zur letzten Seite erhalten. (*Soziale Arbeit*)

Von besonderem Interesse ist die Schilderung der Erziehungsmethoden, die der Verfasser anwendet, und die zweifellos eine glückliche pädagogische Treffsicherheit in der Erfassung des im gegebenen Moment einer bestimmten Individualität gegenüber Angebrachten verraten. (*Zeitschrift f. Sexualwissenschaft*)

Fragt man nun danach, wo denn in der deutschen Gegenwartspädagogik der Geist Pestalozzis am lebendigsten vertreten bleibt: . . . in der Praxis der österreichischen Volksschulreform, in dem neuen Verwahrlosten-Erziehungswesen, über dessen Wiener Ausgestaltung uns Aichhorn so schön zu berichten weiß. (*Das Deutsche Buch*)

Ein Buch, hinter dem ein derart reicher, unwahrscheinlich gütiger, sehr bedeutender Mensch steht, eine solche Offenbarung eines pädagogischen Genies, wird man schwerlich unter den Schriften der letzten Jahre wiederfinden. (*Blätter für Bücherwissen*)

Es ist ein großes Glück für die Menschheit, daß es solche Männer, wie Aichhorn gibt . . . Ein einziger solcher Mensch erlaubt uns wieder mehr Mut zu fassen, wenn wir manchmal, angesichts des grenzenlosen Erziehungsblödsinns, den wir sahen und erlebten, an uns und an anderen, zu verzweifeln drohten. Ein solcher Mensch beweist uns, daß alle Wunder der Technik nichts sind, gemessen an den möglichen Wundern der Erziehung . . . Wir beneiden Wien um diesen Mann. (*Revue Internationale de l'Enfant, Genf*)

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I

25. 1/167

	Seite
Zur Psychoanalyse der Politik	385
<i>Felix Schottlaender</i> : Aggressionstrieb und Abrüstung	386
<i>René Laforgue</i> : Schuldgefühl und Nationalcharakter	407
<i>Fritz Wittels</i> : Politischer Radikalismus	432
<i>Erich Fromm</i> : Politik und Psychoanalyse	440
<i>Hugo Staub</i> : Zum Kampf um die Todesstrafe	448
<i>I. F. Grant Duff</i> : Die Beziehung Elisabeth—Essex	457
Der Ödipuskomplex bei Werfel und Wassermann (St.)	474

Soeben erschien das Sonderheft

„STRAFEN“

der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“

(V. Jg., Heft 8–9) Mark 2.—

AUS DEM INHALT

- August Aichhorn . . Lohn oder Strafe als Erziehungsmittel
- Siegfried Bernfeld . Die allgemeinste Wirkung der Strafe
- Eduard Hirschmann . Strafen aus analerotischen Motiven
- Ewald Bohm . . . Strafe als Triebbefriedigung
- Alfhild Tamm . . . Jähzorn und Selbstbestrafungstendenz
bei einem Mädchen

und 7 andere Beiträge

Prospekte über psychoanalytische
Literatur sendet auf Verlangen:
Internationaler Psychoanalytischer
Verlag, Wien, I., Börsegasse 11